Misc. hist.
o.
14a.

Historische

Unterhaltungen.

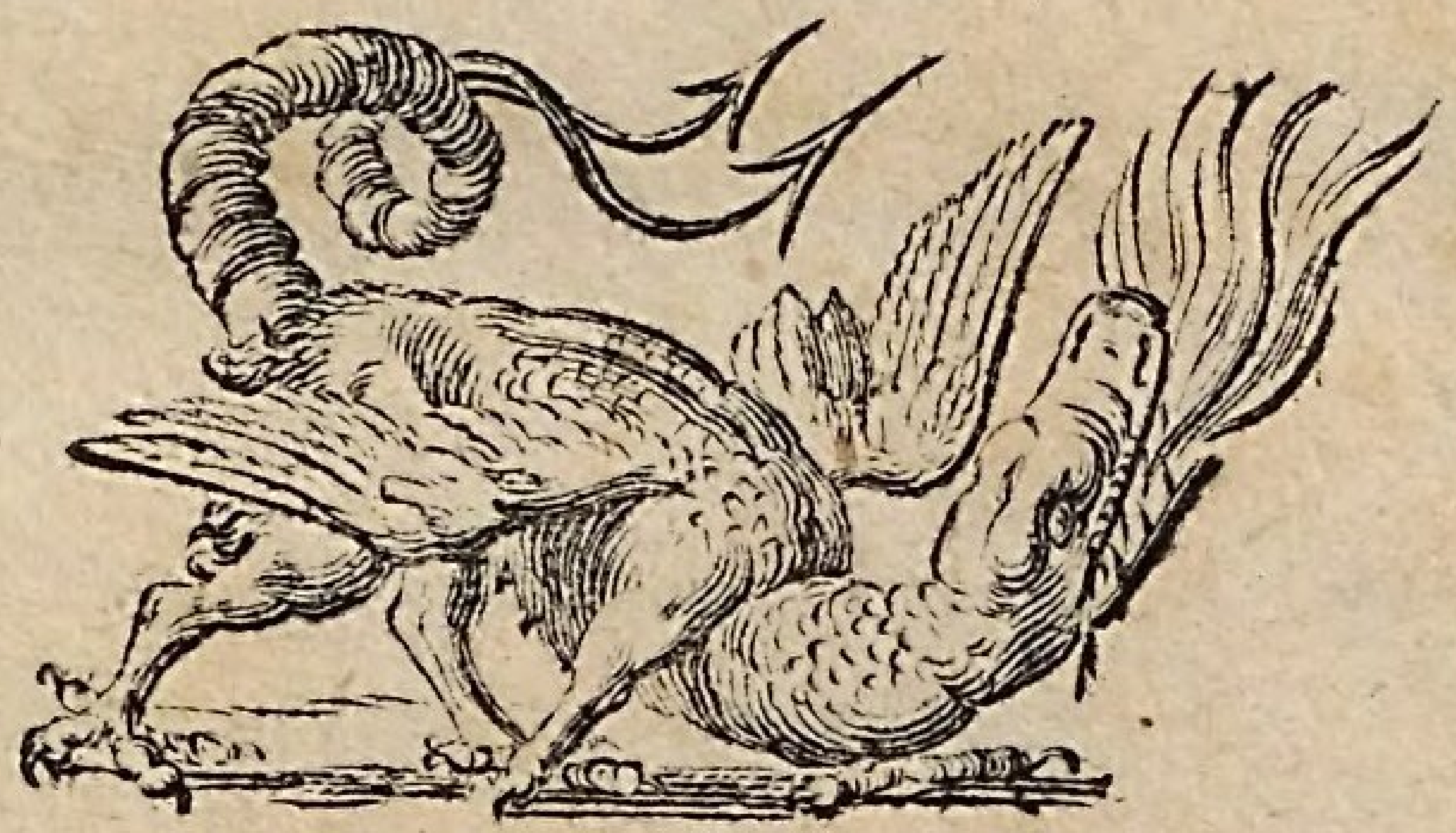
Kleine Denkwürdigkeiten, Aufschlüsse, Persönlichkeiten, Anecdoten, Notizen rc.

aus der

ältern und neuern Zeit- und Literargeschichte.

Von

Franz Gräffer.



Seboldts Hofbibliothek
D 74. [illegible]

Wien, 1823. zu Regensburg
Im Verlage bey Tendler und v. Manstein.

Dem

Herrn Artillerie-Hauptmann

Andreas Rittig von Flammenstern,

als

vortrefflicher Mensch, wackrer Krieger,

vielseitiger Gelehrter

und

edler, unvergleichlicher Freund ausgezeichnet,

zum

Merkmahl der wahrhaftigsten Würdigung

und innigsten Verehrung

am Tage der Feyer seines 30ten Dienstjahres

gewidmet

vom

Verfasser.

Gesichtspunct.

Wien im Juli 1822.

Die meisten der folgenden Blätter sind im Laufe mehrerer Jahre, und aus jener Liebhaberey für Geschichte entstanden, die ich von jeher gehegt, wenn ich es auch ein wenig mit dem Pyrrhonisten Fontenelle gehalten, der sich die kleine Freyheit nimmt, die Geschichte eine fable convenue (Mährchen nach dem Conventionsfuß) zu nennen. Sowohl das Historische dieser Unterhaltungen als das Bibliographische war ursprünglich für mancherley Zwecke bestimmt; daher die Verschiedenheit des Tones, Styls und der ganzen Haltung. Mehreres ist für periodische Blätter geschrieben, daher wieder die vielen Auszüge, Uebersetzungen ꝛc.; Farbe und Gestalt beziehen sich auf die anfängliche Bestimmung. Den Character der Zeit, in der man schreibt, muß man ehrlicher und billiger Weise doch immer im Auge behalten; und ich habe dieses im Allgemeinen wohl gethan. Weil aber ein Theil der hier mitgetheilten Aufsätze, wie gesagt, frühern Augen-

blicken angehört, so wird man mich hoffentlich auch in Ansehung der Tendenz nicht mißdeuten. Weggelassen habe ich aus guten Gründen ohnedieß viel, sonst wäre das Buch voluminöser und sicherlich auch picanter geworden. Es bleibt aber gerathener, das Auffallende zu vermeiden; und theurer sollte das Buch weder den Käufern noch mir werden. So mögen sich die wohlgearteten freundlichen Leser denn mit dem Dargereichten begnügen, und ihm die Gunst angedeihen lassen, deren sich mehrere meiner ähnlichen Schriften, z. B. die „Historischen Raritäten" erfreut, welche bereits einer dritten Auflage entgegen sehen, und zu welchen dieses Buch den zweyten Theil bilden kann. Daß ich nicht eigens darauf ausgegangen, ein „Buch zu machen", wird man bey dieser Gabe berücksichtigen; die Materialien, ein Bändchen zu füllen, haben sich zusammen gefunden, und hier ist solches. Es zu schreiben, hat mich unterhalten; es zu lesen, wolle auch das Publicum unterhalten, alles dieses vernünftiger Weise nicht in der gewöhnlichen trivialen oder tändelnden Bedeutung genommen. Dieß ist denn mein ganz anspruchloser Wunsch, und der Sinn des Titels.

Der Verf.

Macbeths Geschichte.

Historische Dramen wie die des unsterblichen Shakspeare mit den Fakten selbst zu vergleichen, ist stets von zweyfachem Reitz. Denn wenn diese uns schon an sich durch den Dichter ein erhöhtes Interesse einflößen, so wirkt solches wieder auf seine Schöpfung zurück, indem sich uns die Gelegenheit darbiethet, in der Behandlungsart sein poetisches Genie zu erkunden, und uns sonach mit seiner Muse näher zu befreunden. Die Stoffe zu seinen vaterländisch-geschichtlichen Stücken hat Shakspeare größtentheils aus Holinsheeds Chronik (Holinsheeds and W. Harrisons chronicles of Great-Britain, Scotland and Ireland, 3 Vol. Lond. 1577. Fol.) geschöpft. Auch Macbeth *) ist aus ihr entnommen. Da dieses Trauerspiel eines seiner gelungensten, vornehmlich durch die Uebertragung Schillers, dieses Shakspeare's unserer Nation, und durch unzählige Vorstellungen auf der Bühne, ein Gegenstand von Jedermanns Bewunderung ist, so dürfte die Erzählung dieses Sujets nach der genannten Chronik, wohl nicht unwillkommen seyn.

*) Das schottische Mac heißt auf deutsch: Nachkomme; Macbeth bedeutet demnach Nachkomme des Beth.

Als Duncan, ein zwar friedliebender und sanftmüthiger, aber charakterloser und befangener König, in Schottland regierte, entspann sich unter der Leitung eines gewissen Macdonald eine Verschwörung unter dem Volke von Lochaber gegen ihn. Dieser Macdonald hatte sich durch berühmte Herzhaftigkeit, und glänzende Verheissungen großen Anhang verschafft. Zahlreiche Mannschaft aus den westlichen Inseln stieß zu ihm; die Galloglassen und Kernen aus Irland thaten dasselbe, und so geschah es denn, daß er, an der Spitze eines stattlichen Heeres, die Armee des Königs schlug, und ihren Feldherrn Malcolm gefangen nahm, den er sofort enthaupten ließ.

Durch die Nachrichten dieses Unfalls bestürzt, berief Duncan seine Räthe, um Maßregeln gegen die um sich greifende Empörungen auszumitteln. Unter diesen Räthen befand sich auch sein Vetter Macbeth, ein kraftvoller, unternehmender und tapferer, aber stolzer, übermüthiger, und grausamer Mann. Dieser stand auf, warf die ganze Schuld auf die Lässigkeit und Schwachheit des Königs, und erklärte, daß er den Aufruhr dämpfen wolle, wenn man ihn und Banquo als Heerführer gegen die Rebellen ziehen lasse. Duncan säumte nicht diesen Vorschlag einzugehen, und Macbeth griff die Aufwiegler an. Der Schreck, welcher seinem gefürchteten Namen vorherging, hatte schon mehrere Offiziere von Malcolms Heer entfernt, und solches dergestalt entmuthigt, daß Macbeth einen vollständigen Sieg erfocht.

Macdonald in Verzweiflung, flüchtete auf sein Schloß; er überlegte, daß er sich nicht werde vertheidigen können, und es mit dem Leben würde bezahlen müssen, wenn man ihn gefangen nähme. Demnach tödtete er nicht nur sich, sondern auch seine Gattin und Kinder. Da Macbeth, der ihn verfolgt hatte, in das Schloß gedrungen war, schlug er dem besiegten Gegner den Kopf ab, sendete diesen dem König,

und ließ den Rumpf an einen Galgen aufhängen. Alles dieß hatte zur Folge, daß die Bewohner der westlichen Inseln, welche der Sache Macdonalds beygetreten waren, um Gnade flehten. Macbeth gewährte diese gegen bedeutende Geldstrafen; alles aufrührerische Volk jedoch, das nach Lochaber sich begeben hatte, bestrafte er mit dem Tode.

Während der Dämpfung dieser Unruhen hatte sich Sueno, König von Norwegen mit einer großen Kriegsmacht erhoben, um Schottland zu erobern. Als Duncan Nachricht erhielt, daß dieser neue Feind bereits zu Fife ans Land gestiegen sey, raffte er sich aus seinem unwürdigen Schlummer auf; er griff zu dem Schwerte, und rückte als gemeinschaftlicher Anführer mit Macbeth und Banquo den Angreifenden entgegen. Er ward aber geschlagen, und floh nach Bertha. Indeß er hier Friedensunterhandlungen pflog, schickte er Macbeth gegen die Dänen aus, welche sich wie er wußte, in sorgloser Ruhe der Schwelgerey überlassen hatten. Eben als sie sich nach einem berauschenden Mahle im tiefsten Schlafe befanden, stürmte Macbeth mit Blitzesschnelle über sie her, und richtete ein solches Gemetzel unter ihnen an, daß Sueno bloß in Begleitung von zehn Mann entkam. Sein Bruder Kanut König der Dänen hatte nicht sobald Kunde von dieser Niederlage erhalten, als er eine neue Flotte gegen Schottland absendete. Aber auch diese Mannschaft ward, da sie auf schottischem Boden bereits plünderte, von Macbeth und Banquo entscheidend geschlagen.

Einige Zeit hierauf befanden sich Macbeth und Banquo auf dem Wege nach Fife zum König. Auf einer Heide wurden sie plötzlich dreyer Weiber von sonderbarem fast hexenartigem Wesen ansichtig. Die beyden Kriegsleute hielten an, und betrachteten ruhig und aufmerksam die wunderbaren Gestalten. Diese wendeten sich zu Macbeth, und die erste redete ihn an:

Heil dir Macbeth, Than von Glanies! Hierauf die andere: Heil dir Macbeth, Than von Candor! und dann die dritte: Heil dir Macbeth, der König von Schottland seyn wird! — Banquo hierüber betreten, rief die Erscheinung also an: Was für eine Weiberart seyd ihr, die ihr mir so wenig gewogen scheint? Meinem Gefährten verkündet ihr nicht nur hohe Ehre, sondern sogar die Königskrone, während ihr mir gar nichts verheißt! Hierauf versetzte die, so zuerst geredet: „Wohl noch größere Vortheile als ihm prophezeyen wir dir. Allerdings wird er, ein König, herrschen, doch er wird zuletzt unglücklich und ohne Kinder seyn. Du wirst zwar nicht sobald König seyn, jedoch deine Nachkommen werden lange Zeit Schottland regieren." Und in diesem Augenblicke verschwand die verhängnißvolle Erscheinung.

Kurz nach diesem Vorfall begab es sich, daß der Than von Candor als Hochverräther zum Tode verdammt ward, und der König dessen Stellen und Besitzungen dem Macbeth, seiner ausserordentlichen Verdienste wegen, zusprach. Jetzt erst fing dieser an, auf die Verheissungen jener Weiber ein Gewicht zu legen, und herrschsüchtig wie er war, ging er, nachdem der eine Theil der Prophezeyung sich erfüllt hatte, damit um, auch die übrigen zu verwirklichen. Seinen Absichten stellte sich aber gleich Anfangs ein entscheidendes Hinderniß in den Weg. Denn der König erklärte seinen ältern Sohn Malcolm zum Prinzen von Cumberland, als welchen ihm auch nach des Vaters Tod der Thron zuzufallen hatte. Macbeth, dem der Gedanke unerträglich war, durch diese Verfügung seine Aussichten vereitelt zu sehen, faßte von dieser Zeit einen grimmigen Haß gegen den König, und beschloß, sich die verheißene Krone mit Gewalt zu verschaffen. Er entdeckte sich seinem Vertrauten Banquo; und wiewohl er in seinem hochverrätherischen Plan noch schwankte, so bestimmte ihn doch endlich seine

eitle und ausgeartete Gemahlinn, ihn zu vollführen. Wirklich erfüllte der Verblendete den blutigen Anschlag; er tödtete den König zu Inverneß, und begab sich alsobald nach Stone, woselbst er sich, nach den bereits mit seinen Verbündeten gepflogenen Vorbereitungen krönen ließ. Die Ceremonie ging unter rauschendem Jubel vor sich, denn Duncan hatte während seiner sechsjährigen Regierung sich wenig Liebe und Achtung, und noch weniger Furcht erworben, während Macbeth durch Kraft, Verdienst und Ruhm ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung war.

Dieser Gewaltstreich bewog Duncans zwey Söhne ein Land zu verlassen, wo sie sich nicht mehr sicher wissen konnten. Malcolm begab sich nach Cumberland, und Donald Bane zum König von Irland. Macbeth als König hatte also nur noch einen Theil des Adels für sich zu gewinnen, was ihm durch reiche Geschenke und andere Gunstbezeigungen auch bald gelang. Nun im festen Besitze der höchsten Macht, schaffte er zuerst die Mißbräuche ab, welche sich unter dem schwachen Regiment Duncans eingeschlichen hatten, verbesserte dann die Gesetze, gab neue, und herrschte zehn Jahre hindurch mit einer Gerechtigkeit und Milde, die seinen vertrauten Freunden ein unauflösliches Räthsel war. Doch länger nicht konnte Macbeth seinen natürlichen Tyrannensinn unterdrücken; denn da er nun in der Liebe des Volks sich fest glauben konnte, überließ er sich allen Arten von Willkühr und Grausamkeit. Eingedenk des Ausspruches der Zauberschwestern, welche Banquo ein so glänzendes Los geweissagt hatten, lud er diesen und seinen Sohn Fleance zu einem Gastmahle, und befahl, auf dem Wege beyde zu ermorden. Der Vater fiel unter den Dolchen der Meuchler, der Sohn aber entkam, und flüchtete nach Wallis.

Von dem Augenblicke dieser Frevelthat an schien das Glück von Macbeth gewichen zu seyn. Die mei-

sten Unternehmungen mißlangen. Jedermann zitterte vor den Gewaltthätigkeiten des Tyrannen. Diese allgemeine Furcht vermehrte Macbeths Mißtrauen, und verleitete ihn zu noch größeren Greueln. Um in einer so bedenklichen Lage sich durch Gründung einer festen Macht zu sichern, rottete er einen großen Theil des reichen Adels aus, zog dessen Güter an sich, und legte sich auf Kosten des Reichs ein festes Schloß auf einem ungeheuern Berg an, Dunsinan geheißen. Diesen Bau zu beschleunigen, mußte ein Than nach dem andern mitwirken, und sogar in Person zugegen seyn. Macduff der Than von Fife wußte, wie sehr Macbeth ihn hasse; er unterließ es also in Person zu erscheinen, und reizte dadurch des Königs Zorn noch mehr. Dieser war von den Zauberschwestern vor Macduff gewarnt worden, und ohne Zweifel würde er ihn seiner Rachsucht geopfert haben, hätte nicht eine andere Zauberinn ihn glauben gemacht, daß nie ein vom Weibe Geborner ihm werde schaden können, ausser der Birmaner Wald rücke gegen Dunsinan heran. Macbeth hierdurch beruhigt, und im Besitz eines unüberwindlichen Castells, fuhr nun in seinen Bedrückungen und Grausamkeit sorglos fort.

Mittlerweile begab sich Macduff, theils aus Furcht für sein Leben, theils aus Rachsucht gegen Macbeth nach England, um Duncans ältern Sohn, der sich daselbst aufhielt, zu bewegen, seine Ansprüche geltend zu machen. Macbeth, welcher in eines jeden Edelmanns Hause Kundschafter hielt, erfuhr nicht so bald von diesem Plane, als er Macduffs Burg überfiel, und dessen Familie sammt allen übrigen Bewohnern ermorden ließ. Die Nachricht von dieser Greuelthat entflammte Macduffs Rache aufs höchste. Er both nun Alles auf, Malcolm, der in seinem Entschluß zu wanken schien, zum Aufbruch gegen den Usurpator zu bewegen. Malcolm gab sich das Ansehen, als sey er durch verabscheungswürdige Eigen-

schaften eben so unwerth zu regieren; als Macbeth, und da Macduff hierauf, alle Hoffnung für sein bejammernswerthes Vaterland aufgebend, ihn bereits verlassen wollte, entdeckte ihm der Prinz, daß es nur auf eine patriotische Probe abgesehen gewesen, und erklärte sich sofort für die Unternehmung. Macduff gab nun Schottlands Edlen Nachricht von dem beabsichtigten Werk der Rettung, und forderte sie auf, sich an die gerechte Sache anzuschließen, während Malcolm von dem englischen König ein Heer von 10,000 Mann unter dem Seyward von Northumberland erhielt.

Auf die Kunde dieser Rüstungen zerfiel Schottlands Adel in zwey Parteyen. Die, so sich für Malcolm entschied, wollte sich mit der Macbeths vor Ankunft der englischen Truppen in kein ernsthaftes Gefecht einlassen, und Macbeth selbst hielt sich für zu schwach, um es mit diesem Hülfscorps aufzunehmen. Er schlug in der Nähe von Dunsinan ein Lager auf, den Feind daselbst zu erwarten, und verwarf den Rath seiner Freunde, sich mit seinen Schätzen auf die Inseln zu begeben, um daselbst Bundesgenossen zu werben und mit einem zahlreichen Heer auftreten zu können; denn in dem Glauben auf die Prophezeyung, daß nur ein nicht vom Weibe Geborner ihm schaden, und er so lange sicher seyn könne, als der Birmaner-Wald sich nicht erhebe, dünkte er sich völlig geborgen. Unterdeß war Malcolm mit seinen Truppen heran gerückt. Bey dem Wald von Birman angelangt, ließ er jeden seiner Leute einen Baumzweig abhauen, und vor sich hertragen, sowohl als Schutz gegen die Sonne, als um Macbeth seine Stärke zu verbergen. Macbeth diese Erscheinung gewahrend, entsetzte sich, ordnete aber doch sein kleines Heer, und ermunterte es zur Tapferkeit. Nachdem aber Malcolms Soldaten die Zweige weggeworfen, und Macbeth ihre große Anzahl ersah, verließ ihn der Muth, und er nahm die Flucht.

Zu Lunfanain sah er sich von Macduff eingeholt. Er sprang vom Pferde, und rief ihm zu: Verräther, warum verfolgst du mich? Es ist umsonst; Keiner, der von einem Weibe geboren, kann mir Etwas anhaben. Empfange den Lohn für deine Tollkühnheit!" Hierauf führte er einen gewaltigen Schwertstreich auf Macduff; dieser aber, dem Schlage ausbeugend, sprang vom Pferde, und sprach: „Hier, Wütherich! sollst du das Ende deiner Frevelthaten finden, denn wisse, ich bin nicht geboren, sondern aus meiner Mutter Leibe geschnitten." Bey diesen Worten stürzte er auf Macbeth los, tödtete ihn, schlug ihm das Haupt ab, und überbrachte es, auf eine Stange gesteckt, dem Malcolm. So endete Macbeth nach einer 17jährigen Regierung.

Dieß ist in Kürze Macbeths Geschichte nach Holinsheeds Chronik. Der vielverdiente Eschenburg, dessen werthvollen Erörterungen über Shakspeare's Dramen man hier gefolgt, führt bey denen über Macbeth noch an, daß auch Buchanan (Opera omnia, Fol. Edinb. 1715, Vol. I. p. 5.) mit dieser Erzählung bis auf vier Momente übereinstimmt. Die Erscheinung der drey Weiber behandelt er nur als Traum; die Weissagung, daß Banquos Nachkommen Könige seyn würden, erklärt er für ein übelwollendes Gerücht; das Einherziehen der Soldaten ferner mit Zweigen hält er für Zeichen der Siegeshoffnung, und die bey Macbeths Tode vorkommenden Erinnerungen an Weissagungen — gibt er für fabelhaft aus.

Nach dem Conversations-Lexicon war Macbeth übrigens der 85te in der Reihe von Schottlands Königen, als unmittelbarer Nachfolger seines Vetters Donald VII. Das Jahr seines Todes ist 1057.

Curiose Todesfälle.

Ein reicher Prasser der Vorzeit fand eine Unterhaltung darin, eine große Perle in die Luft zu werfen, und sie mit dem, vermuthlich auch nicht kleinen Ohre aufzufangen. Einmal aber nahm sich die Perle die Freyheit, zu tief in das ansehnliche Gehörorgan zu dringen, dergestalt, daß sich ein Geschwür erzeugte. An diesem fand der große Mann seinen kleinen Tod. — Auf eine ähnliche Art kam Drusus Pompejus, Claudians Sohn um. Er hatte den genialen Einfall, eine Birne in die Höhe zu schleudern, um sie mit dem Munde aufzufangen. Die mißhandelte Frucht aber rächte sich, und der junge Herr mußte ersticken.

Tarquinins Priscus mußte einer verschluckten Fischgräte halber den Geist aufgeben. — Theodorich, König der Gothen erblich bey lediglicher Betrachtung eines Fischtopfes. — Der Tod des Consuls Fabius war ein Haar in der Milch. — An Fliegen, die ihnen in den Hals geriethen husteten sich zwey Päpste zu Tod, nähmlich Anastasius II. und Adrian IV. — Während er dissimulirte verschied der Kaiser Tiberius, während er schrieb, der große Plato. — Vor Durst verschied der eben so große Thales im Schauspiel. Palämon gleichfalls ein wackerer Philosoph starb bey dem Anblik seines Feigen fressenden Esels; Verrius bey dem eines häßlichen alten Weibes. — Philemon der Syracusaner, Philistius aus Nicäa, Polycratus aus Naxos lachten sich zu Tode.

Der heilige Ambrosius gab seinen Geist auf, während er einen Psalm erklärte. Dasselbe wiederfuhr bey der Erläuterung des 23. Psalmes späterhin dem Valentin Tratzendorf. Dem Herzog von Clarenton, Bruder Eduards IV. wurde es frey gestellt, auf welche Art er hingerichtet werden wolle. Er wählte, in einem Faß Malvasier (nach Andern in Meth) zu

ertrinken, und starb auch diesen süßen Tod. — An Fliegen erstikte der Sohn des Böhmenkönigs Wenzel: Wladislaus. —

Lefort, dieses Factotum Peters von Rußland, des wahrhaft Großen, begehrte in der Sterbestunde eine Bande Musikanten, die ihm eine Simphonie von Trompeten und Pauken aufmachen mußten. — Der Professor und Pastor Jacob Meyer zu Basel verschied bey dem allerpassendsten à propos. Erstens, während er eine Leichenrede hielt; zweytens in dem Augenblik, als er dabey den Spruch ablas: „Wie der Baum fällt, so liegt er.“ Bey diesen Worten war er selbst der Baum: ein Schlagfluß warf ihn entseelt zu Boden. — Aehnliches hat der Tod des bekannten Theologen Essig; der fiel beym Segensprechen leblos zusammen.

Ich schließe diese zufälligen Notizen mit den Worten zweyer Philosophen. Salomo sagt: „der Mensch weiß seine Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden mit trüglichen Hamen und die Vögel mit Schlingen, so auch werden die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt.“ — Und Voltaire sagte vom Leben: C'est une mauvaise plaisanterie.

Zur Geschichte und Literatur der Kochkunst.

Zur Literatur der sehr edlen Kochkunst lieferte das Kotzebue'sche lit. Wochenblatt manches hochwichtige und irrige Datum. Es wird da behauptet, seit der Entstehung des Magdeburger-Kochbuches habe sich die Zahl solch nützlicher, um das practische Leben so viel verdienter Handbücher dergestalt vermehrt, daß man sicher eine Bibliothek von 5 — 600 — derselben aufstellen könnte. Aus dieser Angabe geht aber hervor, daß entweder der Verfasser kein Bibliograph

ist, oder der Setzer um eine 0 zu wenig genommen hat. Fast jede Stadt und jedes Ländchen, heißt es weiter, hat ein eigenes Kochbuch. Das will wieder nicht recht quadriren, und thut dar, daß der Verf. in der Topographie der Kochbücher nicht zum Besten bewandert sey, (oder vielleicht aus übelverstandener Delikatesse) die Leser zum Besten haben will. — Denn sonst müßte er wohl sagen, daß manches Duodezländchen ihrer ein Dutzend, und manche nicht Duodezstadt respective noch dreymal so viel besitzt. Wir haben immer das liebe Deutschland, und folglich das nördliche allein vor Augen. — Dabey kommt es nun auch in specie auf die wiederholten Auflagen an, und wir zweifeln billig, daß das, als die Küchenbibel characterisirte und sanctionirte Magdeburger Kochbuch auch nur das Sechstel so viel Editionen erlebt habe, als jenes (deutsch-) weltbekannte classische Opus einer sehr gewissen, aber dabey sehr unsichern Mad. Barb. Hickmann, in gemeiner Stadt Wien, das bereits 30 und etliche Ausgaben zählt, und nach dieser Cynosur wohl bald etliche 30 wird zählen können; Beweis genug, daß es bey den Wienern um die Literatur des Geschmacks nicht so schlecht stehe, als Nicolais Descendenten schmählich und dank- und lieblos uns vorwerfen. Dabey aber muß es uns, wenn wir, nach dem Ausdruck eines genialen, erotischen Annoncenschreibers (der lieber hätte mehr spielen, als mit spielen sollen, um zu prosperiren) auch hinter uns schauen, wohl wundern, daß von dem Großaltvordern der Köche, Domini C. Apicii (bekanntlich Küchengeneral Sr. heidnischen Majestät, des Kaisers August) Werke: de arte conquinaria, das gewisser Maßen unter die Classiker, und auf alle Fälle auch ad usum Delphini (im plural) gehört, keine deutsche Uebersetzung, etwa nach Bernholds letzter Ausgabe (Ansb. 1800) unternommen wird, mit populären Interpretionen, Commentaren, und wie

die Saucen, in denen oft eine Interpunction des Haupt-Textes, wie eine Nuß im Ocean schwimmt, alle heißen mögen. Für die Geschichte der Kochkunst würde da mancher practische Gewinn erzielt, und es nicht nöthig werden, wie der Verf. im Wochenblatt, über den Verfall derselben zu trauern. Doch! um Vergebung! er meint es nur in Bezug auf Ueberkünsteley nämlich sagend: „Damals (zwischen Apicius, dessen er nicht erwähnt, meint er, und uns) ruhete Segen und Gedeihen auf der Kochkunst. Die Hausfrau stand würdevoll an dem heiligen Feuer des Herdes; der Bedürfnisse waren wenige: ein Gott und ein Gericht, war ihr Wahlspruch. Heut zu Tage sind leider der Götter (noch mehr aber der Göttinnen!) und Gerichte (auch wohl juridisch) viele geworden, seit wir Damen am Spieltische, und Damen am Schreibtische (Letzteres halten wir noch eher für das Miasma, denn in unsern mehr südlichen Augen sind die Schreibtische noch fataler, als die Putztische; den Spieltischen schenken wir es, da das ganze Leben des schönen Geschlechtes ein Spiel seyn mag,) aber wenig Hausfrauen mehr haben. Miethlinge stehen am Feuer des Heerdes rc. Jetzt kocht der Franzose, und unsere Hausdamen wissen es nicht einmal.“ — Nachdem wir wegen unsren Interjectionen die sanftmüthigen Leserinenn gebührend um Vergebung gebethen, und bemerkt haben, daß der Wochenblättler doch auch der Damen auf dem Theater hätte erwähnen können, gehen wir auf das betreffende Opus über. Es ist das neue Küchen-Reglement eines Herrn Singstock: Handbuch der feinen (!) Kochkunst. Solches erinnert uns per analogiam an das neulich hier heraus gekommene Werk eines gleichfalls fürstlichen Küchenobersten, der es als das wissenschaftliche Resultat vieljähriger Reisen und philosophischer Beobachtungen zum Besten der Menschheit, und als Abhülfe eines tiefgefühlten Bedürfnisses der gebildeten Welt, in ächt ciceronianischem Bülletin-

Deutsch ausgebothen hat. Doch weiter im Text! Nach Herrn Singstock wird uns jetzt ein Mittagsessen aufgetragen. Es hat 5 Gänge, und bringt: „1.) Gens-d'arme-Suppe, 2.) Eyerkuchen mit Saubohnen, Cotteletttes in Hemden und Ueberröcken, Häringen in Schlafrock; 3.) 3 Bollons, Bollon von Gans ꝛc. 4.) eine Hammelkeule als Harlekin; 5.) Butter am Spieß gebraten, Tausendjahr-Kuchen ꝛc. Die et caetera rechnen wir ad caeteris. Nur das Arcanum zu einem Fischsalat wollen wir noch enthüllen. Voila:" See- oder Flußfische aus den Gräten, und in feine b r e i t e Scheiben zerschnitten; in Wasser, Salz und Essig abgekocht, mit Sardellen, Austern, Muscheln, Scheiben und Hummern oder Krebsschweifen angerichtet und durchgerührt, mit Oehl, Essig und Concasse (weißem Pfeffer) garnirt." Und — dann ist es fertig, würde Madame Rudisch sagen. Dieses Recipe riecht wohl freylich gar sehr nach dem Bureau der Pariser gastronomischen Academie, und übertrifft wohl noch den Almanach für Leckermäuler, Viots (wenn wir nicht irren) Cuisinier imperial ꝛc. daher denn der Wochenblättler (oder einer von den 8, deren es brauchte, um es zu Tage zu fördern) gleichsam um die germanische (hier nicht deutsche) Kochkunst zu vindiziren, folgende boshafte Remarquen nachschickt. „Wäre Hr. S. ein deutscher Patriot, so hätte er uns anstatt der vielen französischen Speisen à la Richelieu, à la Villeroi ꝛc. auch mehrere neu-deutsche Gerichte aufgetischt. Z. B. Blücher-Trüffeln, Gneisenauer-Krapfen, Dennewitz-Pasteten, Turnsalat (besser Turnwinde), Zopfwürste, geschnürte Kälberbrust, (scharmant), Katzbacher-Klöße ꝛc." — Freilich wäre das fast so patriotisch als: Catalani-Brod, Borgondio-Karpfen ꝛc., die wir auf unsern Küchen-Bülletins finden, wiewohl es auch nicht an Esterhazy-Rostbraten, Kufstein-Schlegeln ꝛc. mangelt, und bey dieser ephemeren Nomenclatur nur das Boeuf à la mode in der Mo-

de bleibt. Doch wir wollen uns gegen den Geschmack manches lünettirten Gourmands, dem vielleicht das Wasser wo nicht in, doch an die Zähne läuft, wenn er diese kleine Ketzerey zu nahe ans Gesicht, folglich auch an den Mund bringt, kurz fassen, und daher nur noch die bemerkenswerthe Bemerkung machen, daß der berühmte Chemiker, Herr geheime Rath Hermbstädt alle diese Gerichte (wie es im Wochenblatt heißt) „literarisch gekostet," und in der Vorrede das Gutachten gegeben hat, es sey nichts eingeschlichen, was der Gesundheit Nachtheil bringen könne. Uebrigens zweifeln wir nicht, und wünschen sogar, daß, nachdem so mancher Filialgegenstand menschlicher Kenntnisse in neuerer Zeit zu einer selbstständigen Wissenschaft erhoben worden (man denke an Baumgartens Aesthetik, an Mabillons, Gatterers Diplomatik, N. N's Sphragistik 2c.) daß, sagen wir mit löblichem Nachdruk, diejenige hoch und breit gefeyerte und gefeuerte Kunst, welche bereits ihre Singstöcke befeuert, auch ihren Linné finden werde, um somit die zürnenden Manen Apici zu versöhnen. Die Küchenprotestanten werden doch wohl nur dünn gesäet seyn, die es mit uns hielten, und in der edlen Kochkunst die Metaphysik der Chemie nicht respectiren.

Der Handkuß.

Es hat zwey Silben; die erste gibt man aus Freundschaft, die zweyte aus Liebe, das Ganze aus Ehrfurcht. Ueber diese zwey Silben, die, wie man weiß, der Handkuß sind, hier einige interessante Data:

Wollte man in der Urzeit den Gestirnen seinen demüthigen Gruß bezeugen, so geschah es, indem man sich selber die Hand küßte. Bey der Anbethung

der Sonne hielten die Indier stets zugleich die Hand an den Mund, wenn sie sie eben nicht auch küßten, was jetzt wohl ein wenig schwer zu bestimmen seyn dürfte. Wenn die wohlhabenden Griechen den Göttern kostbare Opfer darbrachten, so bestand das Surrogat derselben bey den Unbemittelten oder ganz Armen darin, daß sie den Götzen und sich selbst, nach oben gerichtet, die Hand küßten, und dem Horizont gleichsam Küsse zuwarfen. Dieß berichtet Lucian. Derselbe Gebrauch pflanzte sich auf die Römer fort. Das Handküssen der Statuen war bey diesen eine Art Gesetz. Als es einst von Einem, der vor einer Bildsäule vorüber ging, versäumt wurde, ward er ein Gottesläugner gescholten, und als solcher verfolgt.

Den Handkuß als Ehrenbezeugung zu empfangen, eigneten sich bey dem eingeführten Christenthum auch die Bischöfe und andere höheren Geistlichen zu. Denen, welche ihnen beym Gottesdienst beystanden, reichten sie die Hand zum Kuße dar.

Im gewöhnlichen Weltleben, als Zeichen der Höflichkeit, ist der Handkuß eine uralte Sitte. „Die Schmeichler" sagt schon Salomo, werden nicht müde, ihren Gönnern die Hand zu küssen.„ — In Rom war das Handküssen eben sehr üblich, wiewohl meist nur von Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten.

Einen sonderbaren Anblik muß es gegeben haben, als dem Cato bey der Niederlegung seiner Befehlshaber-Stelle alle Soldaten die Hand küßten. Sehr sahen die Kaiser darauf, daß ihnen die Großen die Hand küßten; dieß war ein Hauptact der Etiquette. Die von minderm Rang hatten nicht das Recht des unmittelbaren Handkusses; auf die Knie gebückt, berührten sie mit der rechten Hand des Kaisers Kleid am Saume, und führten diese Hand darauf gegen den Mund. Die andern Umgebungen des Herrschers warfen ihm, wie den Göttern, von ferne ihre Handküsse zu.

Aufschluß über die eiserne Maske.

Was auch unter Andern die Memoiren des Herzogs von Richelieu, ein Graf Veltheim (vermischte Schr.) und vor und nach ihnen *) in dieser räthselhaften Sache vorgebracht, so scheint doch folgende Stelle in Dutens memoires d'un voyageur qui se repose besondere Glaubenswürdigkeit für sich zu haben.

Um sich den Entwürfen Frankreichs zu widersetzen, schickte der Herzog von Mantua um das Jahr 1684 einen seiner Minister, Namens Girolamo Magni an alle italienische Höfe, mit dem Auftrage, ein Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Stande zu bringen. Der Minister war ein geschickter Unterhändler, dem es gelang, die italiänischen Mächte für seinen Herrn zu gewinnen. Da nur der Herzog von Savoyen noch übrig blieb, so erschien er auch zu Turin, um ihn von Frankreich abwendig zu machen. Das Cabinett von Versailles, von dem Umtreiben dieses Unterhändlers unterrichtet, gab dem Marquis d'Arcy, der um diese Zeit französischer Gesandter am Turiner Hofe war, die nöthigen Instructionen. D'Arcy nun fing damit an, daß er den Minister des Herzogs von Mantua mit Aufmerksamkeiten, und Liebkosungen überschüttete; er zog ihn zu allen Lustbarkeiten, unter andern auch zu einer Jagd, welche nach Pignerol (einer Stadt, welche damals zu Frankreich gehörte) veranstaltet wurde. Sobald man sich nun auf französischem Grund und Boden befand, bemächtigen sich eigens dazu bestellte Leute des mantuanischen Ministers, und führten ihn nach Pignerol, und von da nach der Insel St. Marguerite, wo er bis zum Jahre 1690 unter der Obhut des Herrn St. Marc, und des Majors Rosorges blieb. In dem eben genannten

*) Einiges Zulässige habe ich in meinen historischen Raritäten mitgetheilt.

Jahre erhielten diese Wächter den Befehl, ihn nach der Bastille zu bringen. Zwei Jahre hindurch wußte man nicht, was aus dem Minister des Herzogs von Mantua geworden war, bis endlich im Jahre 1687 in der abgekürzten Geschichte Europa's, welche zu Leyden herausgegeben wurde, ein Brief aus Turin erschien, welche über die Art seines Verschwindens Auskunft gab. Da indeß der französische Gesandte seine Maßregeln so gut genommen hatte, daß es beinahe unmöglich war, den Beweis gegen ihn zu führen: so hielt man es für klug die Thatsache zu läugnen, um nicht alle Souveräne, deren Prärogative durch eine so kecke Verletzung des Völkerrechts gekränkt waren, gegen das Cabinett von Versailles aufzubringen.

Würdigung der Literatoren und Künstler.

Gelehrte, Dichter und Künstler haben jederzeit mehr oder weniger Aufmunterung und Auszeichnung gefunden. Ihnen gebührt es auch vor Allen; und den Großen kommt es zu, den eigenen Sinn für Wissenschaft und Kunst durch die Erhebung und Belohnung derer zu offenbaren, die durch Genie und Gelehrsamkeit die Gemeinheit des Lebens adeln und verschönern. „Sind nur Mäcene da" sagt Martial zu Flaccus: „so wird es an Mäonen nicht mangeln, und dein Dorf selber wird dir einen Virgil geben."

Das „Jetzt" ist nothwendig allezeit anders, als das „Einst." Nur das „Wodurch?" bestimmt den Vorzug oder den Unwerth. In Zeiten, wo Wissenschaft und Kunst noch nicht den Grad der Ausbildung erreicht hatten, deren sie jetzt sich erfreuen, konnten nachstehende Thatsachen gar wohl begreiflich und müssen auch jetzt noch erfreulich seyn. — Parallelen wären übrigens Unsinn.

Für jeden Vers eines Gedichts auf den Sieg der Griechen über den Xerxes zahlte der Mazedonische König Archilaus dem Poeten Chorrilus einen Stater, d. i. eine Goldmünze etwa 10 gute Gulden unseres Geldes.

Dem Terenz trug sein Lustspiel: der Eunuche, acht tausend Thaler ein.

Dem Virgil brachte seine Muse durch die Liberalität des August 250,000 Thaler, und eben so viel durch die Großmuth seiner Freunde ein. Nach Soromen gab Septimius Severus dem Appian für sein Gedicht von der Fischerey einen Stater auch für jeden Vers.

Carl V. ließ dem Raul de Presles 4000 Thaler als vorläufiges Honorar für die französische Uebersetzung von Augustini de civitate Dei auszahlen; und als er sie beendigt hatte, erhielt er die Stelle eines Maitre - des Requétes.

Die Republik Venedig hatte die Großmuth, dem Dichter Sannazar für jeden Vers eines Sonnets zu Ehren dieser Stadt 100 Thaler zum Geschenk zu machen.

Amyot erhielt nach dem Hintritt des Notable die reiche Abtey von Bellosane für seine (obwohl mittelmäßige) Uebersetzung des Romans des Heliodor.

Für die Beschreibung von Baiern bekam Phil. Appan, ein Deutscher, von dem Baier - Herzog Albert V. 2500 Thaler.

Beynahe noch einmal so viel betrug Cambdens Honorar für seine Beschreibung von England.

Réne Chapin ward für seine Schrift von den Domänen in den Adelstand erhoben und erhielt 1000 Pistolen für die erste Abtheilung seinen Coutumes d'Anjou.

Philipp Desportes, Abt von Thiron, warfen seine dichterischen Werke 30,000 Livres Renten ab. Von Carl IX, Heinrich III. und IV. ward er mit Gunstbezeugungen und Geschenken überhäuft.

Balzac erzählt, daß ein Mann seine Bekanntschaft vom Admiral de Joyeuse 10,000 Thaler für

die Dedication eines Discours in seltsamem Styl erhielt, worin es unter andern lautet: Zenith der Tugend, des Ruhms, König der Wunder und Wunder der Könige ꝛc.

Von Heinrich II., Franz II, Carl IX. und Heinrich III. wurde Ronsard mit Wohlthaten und Gnadenbezeugungen überhäuft. Als er bey den jeux floraux den ersten Preis gewann, verehrte ihm die Stadt Toulouse eine Minerva von massivem Silber. Maria Stuart präsentirte ihm ein ungemein reiches Buffet, auf welchem in Gestalt eines Rosenstocks, der Parnaß mit dem Pegasus und andern Attributen angebracht war.

Jac. Phil. Thomasin erhielt ein Bißthum in Italien für seine (überdieß sehr mittelmäßigen vielleicht dem Rhodius abgeborgten) Eloges. Colletet bekam vom Cardinal Richelieu 600 Livres für 6 Verse, außer einer Pension, und bey einer andern Gelegenheit 50 Pistolen für zwey Verse seines Monologue des Tuileries.

Derselbe Cardinal schenkte dem italienischen Dichter Claud. Achillim für ein einziges Sonnet 1000 Thaler.

Eine Ode war es, wodurch Chapelain vom Carnal Mazarin eine Pension von fünfhundert Livres erhielt.

Jedermann wird wohl an die reichen Honorare brittischer Literatoren erinnert werden, eines Hume, Robertson, Byron, oder französischer, — eines Voltair, einer Genlis ꝛc., denen ihre Arbeiten hundert Tausende eintrugen. Das rührte aber meist nur von Buchhändlern und dem Publicum her, und in so ferne sind sie hier nicht an ihrer Stelle.

Der Virtuose unter den Mäcenen finde hier vorzüglich seinen Platz, Ludwig XIV. Ziehe auch Jenisch, im Geist des 18. Jahrhunderts (3. Theil S. 14) ganz gewaltig über ihn los, unter andern

bemängelnd, Schutz und Pflege der Künste und Wissenschaften wären bey ihm mehr Glanz- und Prachtsucht als veredelter Geschmack gewesen, so ist dieser Vorwurf ganz unlogisch applicirt, und zeigt nur, daß man an den Großen entweder Alles tadelt, oder Alles lobt. Gute Saat, die gute Früchte trägt, ist bey Privatpersonen verdienstlich, bey Königen verherrlichend. Nachstehendes ist ein Auszug aus Ludwigs Pensions-Etat für die „gens de lettres“ vom Anfang des Jahres 1663.

Au Sieur la Chambre etc. excellent homme pour la physique et „la connoissance des passions et des sens“ 200 livr.

Au Sieur Couvart etc. admirable pour juger toutes les productions de l'esprit, 1500 livr.

Au Sieur Pierre Corneille „premier poëte du monde“ (!) 2000 livr.

Au Sieur Menage, excellent pour la critique „des pieces“ 2000 livr.

Au Sieur Corneille le jeune, bon poëte françois et dramatique, 1000 livr.

Au Sieur Molière, excellent poëte comique, 1000 livr.

Au Sieur Benserade, poëte françois „fort agréable“ 1500 livr.

Au Pére Lecointre, de l'oratoire „habile pour l'histoire“ 1500 livr.

Au Sieur Geoffroy „historiographe du Roi“ 3600 livr. (Das ist wohl entsetzlich viel oder entsetzlich wenig für einen königlichen Historiographen —)

Au Sieur Huet, de Caen „grand personnage qui a traduit Origene“ 1500 livr.

Au Sieur Sorbieres „savant etc. lettres humaines“ 1000 livr.

Au Sieur Danvrier „savant etc. lettres humaines“ 3000 livr.

Au Sieur Ogier „consommé (!) dans la théologie et les belles lettres“ 1500 livr.

Au Sieur Le Laboureur „habile pour l'histoire“ 1200 livr.

Aux Sieurs de Valois, frères „qui écrivent l'histoire en latin“ 2400 livr.

Au Sieur Chapelain „le plus grand poëte françois, qui ait jamais été (!) et du plus solide jugement“ 3000 livr.

Au Sieur abbê Cassaigne, Poëte, Orateur, et savant en Théologie, 1500 livr.

Au Sieur Mezeray, historiographe (schlechtweg) 4000 livr.

Au Sieur abbé de Burgeois, consommé dans la Théologie positive, scholastique dans l'histoire, des Lettres humaines, et des langues orientales, 3000 livr.

Au Sieur Desmarets „le plus fertile auteur et doué de la plus belle imagination“ qui ait jamais été (!) 1200 livr.

Ausserdem kommen noch 12 Dotationen bloß von Literatoren vor. Was ergibt sich daraus? — Daß der Souverain einsah, man könne ohne eine geborgene äußere Lage unmöglich ein lebendiger Prosaist oder Poet seyn, man müsse ausgewiesene Talente noch eher als bloß keimende unterstützen; Pensionen seyen die einfachsten Mittel rc. rc.

Beyspiele großmüthiger Preise und hoher Schätzung von Gemählden sind unter andern folgende:

Eine Schlacht zwischen den Griechen und Persern, gemahlt von Aristides von Theben. Das Tableau hatte 100 Figuren. Mnason, Tyrann von Elate, zahlte für jede 10 Minen *), etwa dritthalbhundert, also für das ganze Bild 25,000 gute Gulden.

---

*) Ein griechisches Pfund, 100 attische Drachmen wiegend, der 60ste Theil eines Talentes.

Bacchus, von demselben Meister. Der Consul Mummus, sehend, daß der König Attalius I. dieses Gemählde um 6000 Sestertien (30,000 fl.) kaufte, bildete sich ein, daß es eine Art Talisman sey, und riß es an sich.

Protogenes, einer der wackersten Nebenbuhler des Appelles, schmachtete im Elend. Appelles, erhaben über niedrige Eifersucht, trug dem Verlassenen für eines seiner Gemählde 50 Talente (50,000 fl.) an. Bald darauf sah sich Protogenes mit Ruhm und Reichthümern überhäuft.

Für einen Alexander mit dem Donnerkeil erhielt Appelles ein ganzes Scheffel voll Geld.

Ajax und Medea, von Timomachus für den Julius Cäsar gemahlt, trugen 80 Talente ein.

Atalante und Meneager, gemahlt von Parrhasius, kaufte Tiber um den jetzigen Werth von 50,000 fl.

Für eine bloße Copie der Blumenhändlerinn des Pausias zahlte Buccul 2 Talente.

Von neueren Gemählden vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts sind nachstehende bemerkenswerth:

Der heilige Hieronymus von Correggio. Bonaparten wurde von dem Prinzen von Parma, um es behalten zu dürfen, eine Million angetragen: der glückliche Sieger schlug es aus. Johann V. König von Portugal, der 1750 starb, hatte für das nähmliche Bild dem Anton von Parma 460,000 Livres angetragen. Sie waren schon auf dem Punct abzuschließen, als der Infant Don Philipp es mit Gewalt an sich brachte (le fit enlever), und in der Folge in einem der Säle der Akademie der bildenden Künste zu Parma (gestiftet im Jahr 1757) aufstellen ließ.

Die Charlatans, Tableau auf Leinwand von Carl Dujardin, kaufte d'Anguillers im Jahr 1783 für das königliche Cabinett um 18,300 Livres.

Adam und Eva von Cignani. Der Künstler hatte

dieß Bild bloß für sein Vergnügen gemahlt. Der Cardinal San-Cesario wollte es um jeden Preis an sich bringen. Cignani schenkte es ihm. Der Cardinal schickte ihm 500 Doppelducaten, mit dem Bedeuten, daß er nur die Leinwand und die Farben zu vergüten verstehe.

Die Weiden von Potter, ein sehr kleines Bild, wurden in Slingelland's Auction um 24000 Livers von Herrn Tolezon gekauft, und in dessen eigener Versteigerung im Jahr 1800 noch auf 3000 Livres höher getrieben.

Potters Hecke von Haag wurde bey dem Minister Choiseul um 27,600 Livres erstanden.

Eine Landschaft mit Thieren von demselben Mahler wurde im Jahre 1800 um 6130 Livres gekauft. Ein Blumenstück von Van-Huysum für 6550 Livres; die Anbethung der Hirten von Rembrandt für 10,000 Livres; eine Tabagie von Teniers für 6020 Livres; Lesueurs Verkündigung für 11,090 Livres, ein Kirchweihfest von ihm für 7800 Livres, ein Schinkenesser von demselben für 17,000 Livres; Murillas guter Hirt und heil. Johann für 40,650 Livres u. s. w.

Als in dem Jahre 1799 und 1800 die Häuser Borghese, Colonna, Doria :c. zu Rom, um ihre außerordentlichen Steuern an die Regierung zahlen zu können, sich genöthigt fanden, einen großen Theil ihrer Gemählde zu verkaufen, brachten mehrere Engländer, die sich eben zu Rom aufhielten, 60 Stück davon an sich. Einer von diesen both einige davon öffentlich aus. Hier sind die seiner Meinung nach sehr billigen Schätzungspreise:

Zwey Tableaux von Claude-Lorrain: der Hafen von Carthago und eine Landschaft (beyde aus der Gallerie des Colonna) um 57,600 Livr.

Zwey von Salvator Rosa: eine Landschaft mit der Geschichte des Mercurs und des Bauers, dann Moyses

Findung (gleichfalls aus dem Hause Colonna) um 84,000 Livres.

Die Heirath der heil. Katharina, ein kleines Bild von Parmesan (aus dem Pallast Borghese) um 42,000 Livres; Poussins Noe um 50,400 Livres; Gerolfus Augustinus um 37,800 Livres ꝛc.

Blicke auf den Buchhandel.

Der sittliche und intellectuelle Character der Nationen hängt innig mit dem Buchhandel zusammen. Sie üben eine immerwährende Wechselwirkung auf einander aus. In unsern Tagen fand man sich veranlaßt, dieses Verhältniß etwas schärfer ins Auge zu fassen. Mancherley Bestimmungen haben es gezeigt. Dieß bewog mich, einen Blick auf das allgemeine Leben und Schiksal des Buchhandels und Bücherwesens überhaupt, zu werfen, in so fern Beyde mit jenen Bestimmungen nicht in Berührung stehen, denn diese gehen mich nichts an. Ich erschrack. Der Begriff von Flor erschien mir in einer ganz entgegen gesetzten Sprachbedeutung; die Blüthe als Verblüthseyn; die üppigste Gesundheit als das Bild des Todes. Ich schrieb einige meiner Gedanken nieder. Der aphoristische, etwas aufgeregte Ton bezeichnet die Stimmung. Ich habe nicht geplättet, nicht gefeilt; ich kann das nicht immer. Es sind Ergüsse und Remiscenzen des Augenblickes, hier und da ein wenig unzusammenhängend, oder parador. Das macht nichts. Einen regelrecht zugerundeten Tractat habe ich nicht schreiben wollen. Man muß überall die Totalansicht würdigen, und kleine Ecken ꝛc. über dem Ganzen vergessen. Manches kann vielleicht guter Same seyn.

Was in seiner Urform schon krüppelhaft ist, kann sich nie zu einem stattlichen Bild der Kraft und Gesund-

heit entwickeln. Dieses ist der Fall beym deutschen Buchhandel. Er kränkelt seiner Auflösung entgegen. Im Embryo lag schon das Miasma.

Die Schuld fällt den Vätern zu, nicht uns. Im Wortsinn ward mit den Incunabeln (den Wieglingen) schon gehätschelt, das Kindlein gewaltsam aufgekräftigt. Das ging so zu. Alles neue reizt die Menschenkinder. Ist das Neue außerordentlich, geistiger Natur, so fesselt, electrisirt es doppelt: der Geist wieder zum Geist. So mit den ersten Druckerwerken. Trotz ihrer verhältnißmäßigen Theurung fanden sich zahlreich gierige Käufer. Theologen und andere Classiker feyerten ihre Wiedergeburt. Die Drucker, durch günstige Erfolge aufgemuntert, regten sich thätiger; es vermehrte sich ihre Anzahl. Die Guttenberge, die Schöffer machten gewaltig viele Proselyten. Man druckte, das einzeln Geschriebene, Esoterische, vervielfältigt zur Oeffentlichkeit, zu Markte zu fördern. Des pecuniären Nutzens im Voraus gewiß, machte man schreiben um zu drucken. Die Bücher konnten wohlfeiler werden, wurden es. Hier des Unheils Same. Neue Erfolge, neue erweiterte Vortheile für den Säkel: neuer Stoff, neue Thätigkeit. Man druckte unaufhörlich, unbekümmert fort. Die Materien, der Zeitgeist, beflügelten, sanctionirten die kaufmännische Schwungkraft. Nach und nach aber häuft sich die Waare. Viele Drucker bleiben selbst Verleger. Die meisten jedoch, des Absatzes sicher, nur um in der ersten Exposition, „dem Erzeugen,“ nicht gestört zu seyn, übergeben ihre Arbeit anderen Leuten zum Verschleiß. So entstehen Buchhändler, Buchhandlungen. Das ominöse Los war geworfen.

Der Buchhandel, Bücher-Handel, als allgemeiner freyer Commerzgegenstand, ist schon der Idee nach, unphilosophisch, albern. (Ich rede hier immer in Anwendung auf das fünfzehnte Jahrhundert). Bücher, geistige Behälter, geeignet, bestimmt, Gedanken,

Ansichten zu verbreiten; zu wirken auf Volksgeist, Nationalbildung; Bücher, Geistesbouillons, sich in Jedes moralischen Magen anders auflösend, anders assimilirend in eines Jeden Chylus; diese gewaltigen Sprachröhre für alle nicht kleinen und nicht großen Ohren, hätten vernünftiger Weise ursprünglich *) nicht wie ein Stück todte Leinwand, der willkührlichen Verbreitung, dem Zufall überlassen worden seyn. Willkühr ist der Zunder aller Ausartung, der Zufall ein tückisch Ding. Das erwog man damahls nicht. Die Obern, die Verweser, vom Nimbus des Ruhms der Erfindung geblendet, in dem Neuen selber noch neu, in dem Unreifen unreif, von schacherischem Activgeist geschmeichelt, bestochen, hatte sich selbst der Macht begeben, durch dieß eingreifende Werkzeug auf das Volk zu wirken, sich diese gewaltigen Zügel entschlüpfen lassen. Das war unphilosophisch. Kaufleute faßten diese Zügel auf, bemächtigten sich ihrer; wohl auch Gelehrte darunter, schreibend und druckend zugleich, aber doch Kaufleute; und diese geistigen Behälter, Bouillons, Sprachröhre wurden, wie die materiellen, Gegenstände des Handels; der esoterische Conductor ward zur exoterischen Waare. Industrie und gesteigerte Leselust poussirten sich wechselweise. Dem kaufmännischen Speculationsgeiste war eine neue, schon fruchtbar bewährte Bahn geöffnet; er tummelte sich wacker darauf umher **) Der Glanz und der Nutzen des Augenblicks verführte; Niemand dachte

*) NB. NB. ursprünglich; späterhin war es zu spät, noch später sollte es zu spät seyn.

**) Weiteres zeigt meine, bey dem Buchdrucker Bauer in Wien erschienene Schrift: Der Buchhandel in Verbindung mit der Buchdruckerkunst, historisch betrachtet. Sie ist dem Freyherrn von Retzer, mit dem ich sonst die Ehre hatte, im besten Einvernehmen zu stehen, dedicirt, 1812 herausgekommen, und ziemlich fehlerhaft.

an jene Folgen, die sich früh oder spät an jeder blinden plan- und gedankenlosen Thätigkeit rächen. Die nähmlichen Obern ließen mit Behagen zu, daß jene Drucker, sich rasch vermehrend, fortfuhren zu drucken; jene Kaufleute zu negociren, zu tauschen, es ins Weite treiben. Man glaubte genug zu thun, darauf zu sehen, daß der allerliebste Spuk nicht ausarte (an sich allerdings löblich); man ließ Schreiber, Drucker und Verbreiter machen, was sie wollten: das war tolerant, aber eben so albern, weil sich Niemand darum bekümmerte, als die Massen der Waare wie Schneebälle anwuchsen. Das Kleine im Einschränken verschwindet gegen das Große in der Willkühr. Es kommen also hier die Beschränkungen durch die Censur nicht in Anschlag. Schon 1486 den 4ten Jänner erschien ein Censur-Ediet. Es war vom Churfürsten Berthold aus dem Hause Henneberg ausgegangen. Die Namen der Censoren sind unter andern auch in der Wiener Zeitung vom 2ten December 1819 bey Gelegenheit einer Bundestagsbestimmung angegeben. Wie wenig auch die Maßregeln gegen den, die Bücherproductivität immerhin in Etwas hemmenden Nachdruck ausrichteten, daß selbst das Excommuniziren der Nachdrucker nicht schreckte, wird sogleich wahrzunehmen seyn.

Jener politische und dieser cameralistische Fehler gaben dem Buchhandel einen ungemeinen Schwung. Die Rainmann, von gleichzeitigen Autoren par excellence „der deutschen Nation nahmhafte Buchführer" genannt, die Bürglin, die Diemer trieben ihn ins Große. Seine geographische Ausdehnung nahm zu; er fieng an, universell zu seyn. Impulsirend auf die Schriftsteller und Drucker, artete die Bücherproduction bald in Fabrication aus. Das wohlthätige, erfrischende Bächlein, tränkend und labend, wie der Gesundheit frommt, schwoll allmählich zu einem ver-

schlingenden Strom an; dieser zu einem Meer, dieses zur Sündfluth. Uebertriebene Fruchtbarkeit ist überall schädlich, bey Büchern wie bey Kindern. Der politische Grundsatz, daß die Stärke, der Reichthum einer Nation, in einer großen Bevölkerung liegen, ist falsch. Vide China. Und was kommt bey jenen Völkerhaufen heraus, die da sagen, daß sie keine Chinesen sind? Theurung, Pest, Krieg. Genug! Kaufleute haben egoistisch immer ihren momentanen Privatnutzen im Auge; ihr Ich, ihre Sippschaft sind die alleinigen Gegenstände ihres Trachtens. An die Corporation als solche, denkt man nicht; was bey folgenden Geschlechtern damit herauskommen soll, daran noch weniger. Also auch hier. Sogar frühere grelle Beyspiele hielten das blinde Treiben nicht ein. Conr. Schweinheim und Arn. Pannarz ließen dem Papste Sixtus V. ein gar kläglich Schreiben überreichen, in welchem sie in der rührendsten Winseldialectik der damahligen Zeit ihm vorstellten, wie sie eine Last von 12,475 selbst gedruckten Bücher vorräthig hätten, zu deren Absatz ihnen keine Hoffnung bleibe; daß sie dadurch auf dem Punct wären, den Preßbengel mit dem Bettelstabe vertauschen zu müssen. Am Schluße heißt es: „Pater Sancte! Adjuvent nos miserationes tuae, quia pauperes facti sumus nimis!“ Und ist solch viel bedeutend und wenig beobachtet Brieflein gar fein nachzulesen in Fabricii biblioth. lat.

Freund Schweinheim und Comp. klagten schon Anno 1472, also kaum 30 Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, und kaum 15 Jahre nach der Begründung eines eigentlichen Buchhandels; denn der prädiluvianische, nähmlich der mit Manuscripten vor Guttenbergs Kunst, gehört nicht hieher. Mit wenig Intervallen, z. B. von Anlegung großer Bibliotheken, ging es mit dem Büchervorlegen und den Büchervorlegenheiten in diesem Verhältniße fort. Es gab fast lau-

ter Schweinheime und Pannarze. Es verhielt sich die Bücherproduction zu der Zahl der Abnehmer Anfangs wie 4 zu 1, 50 zu 1, 100 zu 1, 1000 zu 1, u. s. w. bis endlich wir, meine geliebten Zuhörer und Zeitgenossen, auf dem glänzendsten Culminationspunct glücklich angelangt sind, denn es werden, o Triumph, es werden jetzt wohl 10,000 mahl mehr Bücher erzeugt, als consumirt.

„Hinc lacrimae!“

Vergebens ist die Erzeugung des reinen Verlags, fast alle Concurrenz ausschließend, ein origineller Act wie jede geistige Zeugung. — Denn wenn es zu viele Originalitäten giebt, so hören sie alle auf, welche zu seyn. Das ist Eins. Die Hydra des veruntreuenden Nachdrucks, der so alt ist, als der Druck selbst, erklärt das Uibrige. Konnte doch selbst die Excommunication, diese für die damahlige Zeit so schreckbare Procedur, das Nachdrucken nicht verhindern. Die Crispinusjünger wurden zuweilen wirklich in den Bann gethan. Der gelehrte Denis bewahrt in seinen so überaus wohlschmeckenden Lesefrüchten (1. Band S. 115) zwey schauerliche Beyspiele davon auf. Ich will hier nur eines, das kürzere, anführen. Unter dem Ritus eccles. Folio. Venet. 1516 liest man folgendes: „Diris pontificiis interdictum, ne non praedictum dicas, manceps librarie, nequis infra quinquennium praeter nos excudat. Quare careas, ne lucri cupiditas transversum te actum, et graviore poena viventem afficiat et mortuum banthio aeternum addicat.“ Wie es mit dem Nachdruck bald darauf auch Luthern erging, habe ich aus den Worten in seiner Wittembergischen Bibelausgabe, Fol. 1545, ersehen. Er klagt da wie folgt: „Das muß ich klagen vber den Geitz. Das die geitzigen Wenste und reubische Nachdrücker mit vnser Erbeit vntrwlich vmgehen.“ und weiter: „vnd ist mir offt widerfarn, das ich der Nachdrucker druck gelesen, also

verfelschet gefunden, das ich meine eigen Erbeit an vielen Orten nicht gekennet, auffs newe habe müssen bessern. Sie machens hin rips raps, Es gilt gelt."

Kann es wohl auch etwas Auffallenderes geben, als unaufhörlich fortzufahren, 10,000 mal mehr Waare zu produciren, als consumirt wird? Welche Grundursache läßt sich auffinden? Keine als die unvernünftigste: der leidige Handelsdrang; keine als laut Shakspeare: jene blinde Wuth, die sich im tollen Anlauf selbst überstürzt, und jenseits ihres Zieles hintaumelt, „und so mehren sich die Bücher, die schon im Druck sich erdrücken." Die Genesis hat sich überbothen. „Das Verhältniß des Bücherdruckens zum Denken," sagt ein großer Kritiker unserer Zeit, F. Schlegel, „ist das einer Wochenstube zum ersten Kuß." Diese geistvolle Vergleichung wäre aber das bitterste Pasquill auf die jetzige bibliopolische Thätigkeit. — Der Handel kämpft verzweifelnd um seine Existenz. Daher das Vollpfropfen der Zeitungen mit Ankündigungen, das kleinliche Rangablaufen, das kindische Rivalisiren mit früherem Erhalt irgend einer Neuigkeit, mit Wohlfeilergeberey und Kundenwegschnappen; die kläglichen Balgereyen um Groschenpiecen, das Lauern und spitzfindige Raffiniren nach Absatz, all das ängstliche Treiben, all die tausend Kunstgriffe et petites Manoeuvres und unwürdigen Klopffechtereyen zeigen allein schon den Mangel einer soliden Basis, eines sichern Halts des Buchhandels; enthüllen seine alberne Disproportion zum Bedarf, compromittiren seinen Charakter; ja sie haben ihn schon von dem Augenblick an in die Classe mehr oder weniger entbehrlicher Handelszweige versetzt, wo die Liebhaber von den Büchern, und nicht mehr die Bücher von den Liebhabern gesucht werden mußten. Alles was sich antragen muß, trägt mehr oder weniger den Stämpel der Entbehrlichkeit, des Supernumerären. Leihanstalten, Journalistik ꝛc. vollenden die Verlegenheiten.

Doch — diese Verlegenheiten eines superfötirenden Mißbrauchs der Presse wären minder ernsthaft, wenn sie nur das pecuniäre Interesse einer einzelnen Gilde beträfen, wenn sie nicht zugleich dem Geist, Zweck und Adel der Literatur schadeten, sie nicht selbst entstellten, verkrüppelten, und dadurch die vielgepriesene Buchdruckerkunst nur zu einem Gräuel der Wissenschaften machten. Sie ist eine von den vielen Erfindungen, die, weil man es ursprünglich nicht verstanden hatte, ihr eine rationelle Richtung oder Einschränkung zu geben, besser nicht gemacht worden wäre. Hören wir, wie sich der einsichtvolle Buchholz in der Eunnomia (Jahrgang 1801, Juny) hierüber äußert: „Anfangs," sagt er, „begnügte man sich, sie zur Vervielfältigung der Werke der Alten zu gebrauchen; aber als man hierauf anfing, noch die Werke der Neuern zu vervielfältigen, und sich während der Zeit zu neuen Geistesproducten erhob, so konnte es nicht fehlen, daß von diesem Augenblicke an das Göttlichste, was je der menschliche Geist hervorgebracht hat, zu einem Erwerbe herab sank. Wäre es möglich gewesen, die ganze Reihe der Folgen, welche diese Entdeckung haben würde, gleich bey ihrem ersten Beginnen zu übersehen, so hätte man sie nothwendig als die Eingebung eines feindseligen Dämons verfluchen müssen. — Um Geld zu gewinnen, fing man an, das Kostbarste zu bezahlen; und ob sich gleich vorher sehen ließ, daß man eben dadurch die Mine vergiftete, so war dennoch zu berechnen, daß dieß für den Handel selbst von keinem nachtheiligen Erfolge seyn konnte, und ihn vielmehr noch heben mußte, (bis zu einem gewissen Punkte allerdings). „In so ferne," heißt es weiter, „der Buchhandel als ein Theil der Habsucht angesehen werden kann, muß er nothwendig eben die Wirkungen hervorbringen, welche dieser zu allen Zeiten eigen gewesen sind; und da sie nur in der Zerstörung ihre Zwecke erreichen kann,

so muß auch der pecuniäre Eigennutz als Impuls zur Schriftstellerey nothwendig die Wissenschaften selbst zerstören; indem er alles verwirrt, verkehrt, verfälscht und unkenntlich macht." — So weit Buchholz *) Gilt das von den Wissenschaften, welch ein kummervoller Schluß läßt sich nicht auf die Nationalcultur machen!

So werden die Väter von den Kindern erwürgt. So rächen diese sich an jenen. Die Schuld fällt ihnen zu, nicht uns. „Viel Bücher machen nicht gelehrt; gut Ding, und oft lesen, das macht gelehrt und fromm zugleich," exclamirt ein gewisser Luther, und Jahn sagt: „die Mittelmenschen verlieren sich im Bücherdickicht; ohne Plan und Wahl durcheinander lesen, ist eine Straußenüberfüllung. „Peu lire et bien digerer, donne, meint ein Franzose, vielleicht Montaigne, une bonne restauration. — Wie das Bücherwesen, so das Lesen; es ist ein Schaukeln und Plätschern auf schwankender Woge, wobey in der tobenden Fluth das trefflichste Werk oft verkannt, oft unbeachtet, nutzlos untergehet, wenn es nicht zuweilen einen Retter findet, wie Smiths Buch vom Nationalreichthum. Dieses unsterbliche Werk ward, nachdem der Verfasser Mühe gehabt, selbst ohne Honorar einen Verleger zu finden, endlich ge-

*) Daher das Ueberstürzen, Ueberpumpen, die heillose Frühreife und folgliche Reifspätung in den Wissenschaften. Quod cito fit, cito perit. Wie anwendbar sind hier nicht die goldenen Worte des unvergleichlichen Niethhammer in seinem unsterblichen Werke: Streit des Philanthropinismus und Humanismus: „Das Frühreife kann nie dem regelmäßig Gezeitigten gleich gestellt werden, und man darf wohl die philanthropinische Accelerationsmethode dem Stich des Wurms vergleichen, der die Zeitigung des Apfels zwar beschleunigt, aber auch die volle Entwicklung hemmt, und den frühern Abfall herbeyführt."

druckt. Lange ist es nicht gekannt, und vielleicht würde es das ungerechte Schicksal erfahren haben, vergessen zu werden, hätte nicht Fox im Parlament gedonnert, daß es Schande für die Nation sey, ein Werk, auf das sie stolz seyn müsse, so wenig zu kennen. Der Erfolg war à l'angloise. In einigen Wochen war die Auflage vergriffen, eine neue in wenigen Monathen; dann druckte man 20,000 auf einmal u. s. w. Wie wenig tüchtige Werke haben dieß Los, können es haben! Die Großwürdenträger, Altmeister und Schatzwächter, die Asyle der soliden Gelehrsamkeit, die ehrwürdigen schweinsledernen Folianten und Quartanten, zu compact, zu wenig porös in dieser Fluth, gingen durch eigenes Gewicht längst schon unter. Leichtes, gehalt- und stoffloses Broschürenzeug allein behauptet sich, auch nur schwankend, auf der Oberfläche. Vom Neuesten wird das Neue, vom Allerneuesten das Neueste verschlungen. Das Neue ist schon alt, im Buchhandel giebt es nichts Neues; Alles ist alt; nur das, was erst erscheinen wird, ist neu, nur das Ungeborne ist jung. Wohin also mit der Waare? woher mit dem Gelde und der Zeit? Das ist der Fluch!

Jede Wirksamkeit, die in der ersten Entwicklung und Ausbildung schon fehlerhaft ist, muß, wenn sie bereits Jahrhunderte Wurzel gefaßt hatte, und mit dem Seyn und Treiben des großen Ganzen innig verzweigt ist, verloren seyn. Der Buchhandel wie er entstand, konnte nur entstehen, um nach und nach, spät vielleicht, aber unfehlbar, unausweichlich wie das Schicksal, sich durch sich selbst zu vernichten. Alles, was endet, hatte sonst einen Höhepunkt, einen Moment des Flors, des Glanzes. Ohne einen solchen Moment ist es ein Pfuschwerk, des historischen Griffels kaum würdig. Diesen Triumph entbehrt der Buchhandel. Er muß, schmählich genug, aufhören, ohne gewesen zu seyn; er hat sich prostituirt: ein ver-

krüppelter Wechselbalg in der Wiege, ein verkrüppelter Riese als Mann. Sein Unglück ist, daß er sich ursprünglich selbst überlassen; sein Glück, daß er von den Obern und Obersten nie recht sonderlich begünstigt worden. Von keiner höhern Hand geleitet, nicht bewacht von einem erleuchteten, weit aussehenden Auge, konnte er nur planlos sich entfalten; einer meist profanen Willkühr, einer schnöden, wucherischen Gewinnsucht ausgewürfelt, mußte er sich in jene zügellose Fruchtbarkeit verriren, die seinen Sturz zusehends beschleunigt. Niemals näherte er sich einem Ideal, immer nur seiner Auflösung. —

Den Vätern, habe ich gesagt, fällt die Schuld, nicht uns. Das ist unser einziger Trost, wenn es einer seyn kann; denn in der Regel verstehen, wie man sagt, die Väter Alles besser. Sie haben geirrt, wir büßen. Es ist der umgekehrte Fall, wie mit der Kirschenverpflanzung aus dem Pontus nach Italien durch Lucull, über die der Verfasser des Voyage à l'isle de France sagt: „Le desert a couté cher, mais ce sont nos péres, qui l'ont payé.“ — Im Bücherwesen ist aber das Zahlen nur an den Söhnen und Töchtern. Die ganze Weltgeschichte ist voll kleiner Erbsünden. Bey Erfindungen aber, bey solchen, welche eine Berechnung der Folgen versagen, sind sie vielleicht verzeihlich.

Der Hauptgrund der schiefen Richtung, die der Buchhandel schon vom Eye an genommen, und seiner übermäßigen Productivität, liegt in dem Umstande, daß die Obrigkeiten ihn nur negativ behandelt hatten. Neben dem Zweckdienlichen wurde eine Menge Schriften gedruckt, die nach einer philosophischen Staatsansicht entweder füglich oder nothwendig hätte unterbleiben sollen, vielleicht drey Viertheile; und auf der andern Seite erschienen wieder viele Werke des Bedürfnisses nicht, erschienen solche nicht, die den höhern Zwecken des Regiments hätten förderlich seyn kön-

nen und sollen; denn man hatte nicht den Einfall, zu sagen: das schreibt, das druckt, das verbreitet auch! Manchmahl geschah das wohl hier und da; aber im Ganzen war es ohne Bedeutung. Es versteht sich, das hier immer die längstvergangene Zeit gemeint ist. Zeigte sich viel Mittelmässiges und Schlechtes, zu wenig Gutes und Vortreffliches, so waren die Oberen (vielleicht durch ein eigenes Directorat) da, dort zu unterdrücken, hier zu wecken, zu begünstigen oder aufzutragen, wie es z. B. in neuerer Zeit mitunter geschieht. Aber konnte das unter Umständen geschehen, wo der Buchhandel ein freyes Gewerbe, ein Gegenstand der Gewinnsucht war, wo seine active Leitung nicht unmittelbar von dem obersten Regimente ausging? Man sage nicht, daß die Perfectibilität der Menschennatur in Geistessachen freyen Verkehr, folglich Bücher und so wenig als möglich beschränkten Buchhandel haben müsse! denn die Regierungen üben gerade in Geistessachen ihre wichtigste und edelste Herrschaft aus; und dann ist es um den Werth oder um das Wünschenswerthe dieser gepriesenen Perfectibilität ein gewaltig zweydeutiges Ding, und die sogenannte Aufklärung nichts weniger als eine pressante Sache. —

Daß des Buchhandels jüngster Tag schon vor der Thüre sey: das zu sagen, wäre albern. Es ist nur um die Hindeutung auf den Krankheitstoff zu thun; die Cur gehört nicht hieher. Es gibt ein Gras, sagt irgend Einer, das eine Quelle in der Tiefe anzeigt; wer darauf deutet, hat für den Kenner genug gethan. Nicht überflüssig ist es also, wenn man in diagnostischen Paroxismen, wie die jetzigen, an die Ursachen und Fortschritte des Uebels erinnert. Im Völkerleben ist es wie im organischen: auf anhaltende, überkräftige Anstrengung: Abspannung, Apathie, bis Ruhe restaurirt und heilt, Ordnung ins alte Geleis führt. So auf martialische Jahre das Jetzt. Die unwirschen

Anzeichen sind vielleicht nur temporell, bedeuten in specie nichts, denn es wird Gott Lob, oder vielmehr Gott sey bey uns, wacker darauf los gedruckt. Im Ganzen aber, für das Nächst und Dereinst sind sie gewiß wichtig und ernsthaft. Hier gilt, was Thom. Payne über den Verfall des brittischen Finanzsystems sagt: „Obgleich nach dem gemeinen Sprüchwort nichts Gewisseres als der Tod, und nichts Ungewisseres als die Todesstunde ist, so kann man doch für die Dauer des menschlichen Lebens eine gewisse Gränze bestimmen, über welche hinaus es sich nicht erstrecken kann. Keine besondere Seherweihe wird dazu erfordert; nur Aufmerksamkeit auf uns, und alle anderen organischen Wesen. Biethet also irgend ein Gegenstand, z. B. das englische Finanzsystem, dem Blicke des Beobachters eine Reihe von Symptomen dar, die auf dessen Verfall hindeuten, so kann dieser an der dereinstigen gänzlichen Auflösung desselben nicht mehr zweifeln, und den Zeitpunct derselben nach jenen Symptomen berechnen." Ad vocem Buchhandel sapienti pauca.

Zuerst mag der deutsche Buchhandel fallen; der französische zuletzt. Sehr natürlich. Die (geographische) Beschränktheit der deutschen Sprache ist zugleich eine Beschränkung des deutschen Buchhandels. Die Ouvrages und Pieces der Franzmänner sind in der unbekannten Welt nicht unbekannt. Die Deutschen haben noch keinen rechten literarischen Tact; mit ihrem Buchhandel hat es immer gehinkt. „So lange" — bemerkt Kotzebue in seinen kleinen Schriften — „der deutsche Buchhändler es für ein Glück halten muß, von einem beliebten Werke in mehreren Jahren 3000 Exemplare abzusetzen, während der Franzose und Engländer in einer Woche 20,000 verkauft, so lange ist die Zahl derjenigen, die Sinn und Geschmack für Geisteswerke haben, gewiß noch sehr klein." — Dieser Vorwurf trifft aber mit Unrecht das Publicum;

die Art der Literatur und des Buchhandels ist Schuld; die Nationalität nur mitunter. In Frankreich liest Alles; französisch liest man überall. Darum ist es auch in Paris nichts Ungewöhnliches, eine Auflage von 10 — 20,000 Exemplaren in wenig Tagen abzusetzen. Nach Krünitz Encyclopädie (Art. Buchhandel) hatte Beaumarchais im Jahre 1774 von seinem Mémoire in zwey Tagen 14,000 Stück verkauft. In neuerer Zeit geben die Schriften einer Genlis, Staël, Manson ꝛc. noch auffallendere Belege. — Von den Wenigen aber, das man im lieben Deutschland lieset, ist ein Viertel fremde Literatur; davon vielleicht mehr als zwey Drittheile französische (ein besonderer Grund gegen das Gedeihen des deutschen Buchhandels). In Frankreich kennt man kein deutsches Buch; man will nur Lecture de la grande nation, vaterländische. In Deutschland greift man meist zuerst nach dem Fremden. Nirgend in der Welt sind die Bücher so theuer, als in diesem Deutschland; nirgend in der Welt so wohlfeil, als in jenem Frankreich. Das Haupt-onus aber besteht darin, daß in Deutschland mehr gedruckt als gelesen, in Frankreich mehr gelesen als gedruckt wird. Eine scheinbar ganz ketzerische Paradoxie; allein, nur gemach, eben in den Paradoxien liegen die Wahrheiten. In dem kleinen, bibliopolisch so passiven Deutschland wird vielleicht über die Hälfte mehr geschrieben und gedruckt, als in dem großen Frankreich, dessen literarische Artikel in aller Welt circuliren. Ja noch mehr! Hören wir darüber den denkenden Buchholz: „Voltaire sagt (unstreitig aber haben es Andere schon vor ihm gesagt), daß das Verhältniß der Schriftsteller wie 1 zu 2000 seyn müsse. Nach diesem Verhältniß hat Deutschland, seine ganze Bevölkerung nur auf 25 Millionen gesetzt (im Jahre 1801), ein Herr von 6250 Schriftstellern aufzuweisen. In unserm deutschen Vaterlande werden also, auch wenn man annimmt, daß jeder Schriftsteller jährlich nur ein Buch schreibe, Jahr aus, Jahr ein,

Bibliotheken geliefert. Dieß beweisen unter Andern auch die Meßcataloge, welche in der Regel weit voluminöser sind, als die Cataloge der zu versteigernden Büchersammlungen wohlhabender oder gelehrter Privatpersonen. Es ist nicht zu läugnen," heißt es endlich „daß in Deutschland bey Weitem mehr geschrieben wird, als in allen übrigen Theilen von Europa." So weit Buchholz; aber nicht er allein. Diese Ansicht finde ich z. B. noch durch folgende Gewährsmänner bestätigt: Hamberger im gelehrten Deutschland, gibt die Zahl der deutschen Autoren gegen das Jahr 1787 auf 3000 an, Lueder in seinem classischen Werke über Nationalindustrie im Jahre 1800 schon auf 6000; Kayser in seiner Piece über den Buchhandel zwey Jahre später auf 9000; Ch. J. Kraus in seinen encyclopädischen Ansichten ꝛc. anno 1808 auf 10,000, Brandes in seinen Betrachtungen über den Zeitgeist, in demselben Jahr auch auf 10,000. Ich bringe nach einem progressiven Verhältniß jetzt circa 26,000 heraus, damit ein Anderer in 10 Jahren 36,000 berechne, u. s. w. Und in dieser enormen Fruchtbarkeit des kleinen, bibliopolisch geschlossenen Deutschlands liegt der Grund des frühern Untergangs seines Buchhandels. Denn werden jährlich Bibliotheken geliefert, so — werden diese geliefert, aber nicht errichtet oder continuirt; und ein Markt ohne Käufer ist kein Markt, ist — ein Unding; ein läppisches Experimentiren. Daß der Buchhandel bey minder cultivirten, sinnlichen Nationen, wo man sich in drückender Zeit zuerst ein Buch, und dann erst eine vierte Speise oder einen Modefrack versagt, früher zusammenstürzen muß, versteht sich von selbst. Man mag und soll übrigens den Aufschwung des Buchhandels in diesem oder jenem Land- oder Stadtbezirke, so fern er ein Zeichen der gestiegenen Geistesbildung ist, immer in Schutz nehmen und Respect vor ihm haben. Das ist eine Sache für sich, die nur den Augenblik

angeht. Hier ist in der Anwendung immer nur von der Zukunft die Rede.

Der deutsche Buchhandel muß in seinem Fett ersticken. — Palliative, Henkersfristen können seinen schmachvollen Untergang nur verzögern; zu retten ist er nicht. Die Therapie der vierthalb Jahrhunderte alten Krankheit geht mich aber hier nichts an. Doch nur ein theoretisch Wörtchen. Der deutsche Buchhandel braucht ein General-Directorat, wie sein Gegenstand ein Special-Directorat hat. — Was ich in einigen der nachfolgenden Zeilen darüber phantasire, sey auch nur für eine Phantasie, oder Phantasterey, wie man will, angesehen. Es ist mir damit nicht Ernst. Es ist nur so eine Vision, eine Gattung Ideal eines, vielleicht in ein Paar Jahrhunderten ausgebornen Directorats; es ist ein Spiel der Einbildungskraft. Da ich es selbst dafür ausgebe, wird man es mir nicht übel nehmen. Dieses terroristische Directorat also wird dereinst mit flammendem Schwert grimmige Heerschau halten, schauerliche Musterung der vorhandenen Sünden; es wird drey Viertheile vorkommender Druckmanuscripte ohne Barmherzigkeit amortisiren, das letzte Viertheil comme il faut adjustiren, und das Uebrige, was Noth und gut thut, durch Preisaufgaben, oder wie immer, veranlassen, daß ein Ganzes, Tüchtiges daraus werde; der Hydra des Nachdrucks à la Hercules die Rümpfe mit Fackeln ausbrennen, und was dergleichen Manövers mehr sind. Die Censur kann nur eine passive Anstalt seyn, sie nimmt blos und gibt nicht. Es muß ein activer großer Gerichtshof da seyn, von Philosophen und Staatsmännern gleichförmig, vielmehr gleichgeistig, gehandhabt und controllirt. Buchhandel soll keiner seyn; keine Buchhändler, lauter Beamte rc. Was ich hierüber gedacht, und durchdacht, gehört nicht für die reizbaren Lacher, nur für die empfänglichen penetrirenden Ernsthaften. In Dingen wo nichts geschieht, geschehen kann, weil

die Verkettung und Verkittung verknöcherter Herkömmlichkeiten schmerzlich darunter leiden müßte, lasse man wenigstens projectiren, phantasiren, pia desideria schmieden, wissend, daß es nicht schadet, und nur dem Idealisten ein Ridicüle giebt. Heinrich IV., Saint-Pierre, Kant, Kolbielsky sind mit ihren Träumereyen eines ewigen Friedens ausgelacht worden, aber von wem? Genug! der deutsche Buchhandel seufzt nach einem Messias; vielleicht kommt einer von Aussen. Z. B. was sagt jener landstreicherische Franzose, der Verfasser der Avantages des nations par le commerce? „Die Vortheile," declamirt, er, „welche Deutschland durch diesen Zweig des Handels genießt, würden dauerhafter und größer seyn, wenn man den Buchhandel aus seiner, „Wildniß" reißen, und ihm bestimmte Gesetze geben wollte, die der Natur der Sache angemessen wären" ꝛc. — Doch — ich will mir selbst die Flügel lähmen, und nun wieder ernsthaft zur Sache.

Der deutsche Buchhandel, wie er jetzt gährt und vulcanirt, ist ein imaginöses Treiben und Machen, ein Tendiren aufs Geradewohl, ein convulsivisches Buhlen um die Dirne Zufallsgunst; ein dumpfes Brüten und dunkles Hoffen und banges Erwarten; ein Lottospiel von hunderttausend Nieten und fünfthalb ärmlichen Treffern. Jede Unternehmung ist ein Embarquiren auf „falschen Brettern" in die trügliche See; Niemand weiß, ob und wo man landen wird. Die vielen Unternehmungen, in jeder andern Handelsbranche meist ein Zeichen des Flors, sind beym Buchhandel nichts als Zuckungen der Verzweiflung; man setzt Alles aufs Spiel, hoffend, daß doch Eins gelinge. Die Realität des Buchhändlers besteht in dem Gewicht, das sein bedruktes Papier hat. Der Wohlstand reicher Buchhändler datirt sich von früherer Zeit; eine ernstere hat das Blendwerk enthüllt. Ausnahmen gelten da nicht, wo die Regeln die Aus-

nahmen sind; wo es mehr Ausnahmen als Regeln gibt, sind die erstern die letzten. Dieses Gewicht ist sein Capital, darum will dem Buchhändler kein Mensch borgen, und wenn er die Weisheit und Kenntniße eines Leibnitz besäße. Leider muß nun auch jeder Buchhändler, so kein Krämer, ein kleiner Leibnitz seyn. Seine Cathegorie ist die undankbarste von der Welt. Mit dem Aufwande von Kenntnissen, Erfahrungen, Industrie, Arbeit und Observanzen, die einen Buchhändler zerfleischen, zusammenmürben, consumiren an Geist und Mark, wird jeder Andere in jeder andern Commerzsphäre ein Millionär. Zwar sollte man, mit dem „Alle Schulen durchgemacht haben" (Knigge Umgang mit Menschen) zu reden, „glauben, alle Buchhändler, die nur irgend einen Verlag hätten, müßten reich werden. Wenn man in Deutschland 24 Millionen Einwohner annimmt, und berechnet, daß jedes Buch tausendmal abgedruckt wird, so beträgt dieß auf 24,000 Menschen ein Exemplar. Und welches Buch könnte so schlecht seyn" — die et caetera spare ich. — Die Erfahrung travestirt so manches Glauben. Der Herr Verleger unternimmt zehn Werke, bloß um das Vergnügen zu haben, zu sehen, daß nur acht davon Maculatur werden; von diesem Vergnügen lebt er. Er erneuert, wie es von andern Leuten irgendwo heißt, jeden Morgen den Versuch, zu leben. Dieses, von der übermäßigen Fabrication herrührende Schicksal, ist denn allerdings sehr betrübt bey Leuten, die ohne Zweifel etwas mehr verstehen müssen als nöthig ist, „um mit Käse zu handeln, oder Strümpfe zu stricken." — Nur der Nachdrucker, welcher mit dem Kässtecher wohl die natürlichste Aehnlichkeit hat, nur der Nachdrucker wandelt (zu diesem Wörtlein ist nun schon ein halbes e hinzugekommen) bequem und sicher, meist in hoch- und hohlhäuptigem Dünkel den vorgebahnten Pfad. *)

*) Unbegreiflich ist es, wie man über die Materie

Jetzt ruhig! Ich habe nur Andeutungen, nicht eine reife Abhandlung schreiben wollen. Es war mir nur darum zu thun, auf dieß und jenes, was irgend einmal höchst wahrscheinlich eintreten dürfte, aufmerksam zu machen. Mehr habe ich noch im Kopfe und Pult. Ich wünsche, erwarte aber nicht, daß man mich nicht mißdeute. Es gibt Sachen, bey denen ich nicht diplomatisch seyn will. Ich hätte Alles regelmässiger, verschmolzener, genießbarer und weniger excentrisch sagen können, das wird man mir vielleicht glauben. Man hat zuweilen Ideen, die müssen heraus. Wem sie nicht gefallen, der wirft sie weg.

Et Omnia sine ira et studio. Das sind zugleich lose Umrisse eines größern Bildes, einzelne Ziegel eines weitläuftigen Gebäudes, das ich seit Jahren aufzuführen gedenke. Ich fahre im Sammeln, im Verarbeiten fort zu einem Werke folgenden Titels: „Der Buchhandel, nach seinen historischen, politischen, practischen und critischen Ansichten dargestellt." Trotz meiner Proclamationen will mich in dieser Bahnbrecherey kein Mensch mit Daten unterstützen. Gut! So vollführe ich sie allein.

---

des Büchernachdrucks so viel pro et contra hat schreiben und schreyen, eifern und geifern können. (Mit ausgezeichneter Würdigung muß der Schrift des Herrn Schalbacher gedacht werden.) Daß das Eigenthum des Geistes, als ziemlich unbekannt, unnachweisbar, keinen Protector finden könne, res nullius, und daher eine willkührliche Beute der abgedroschenen Rechtsregel: cedit primo occupanti, sey, ficht mich, wie alle andern rabulistischen Sophismen nicht an. Wohl aber ist es mit dem Nutzen des Allgemeinen, nach Staatsansichten, er betreffe nun das Intellectuelle oder Finanzielle, eine andere Sache. In solchen generellen Bedeutungen gibt es Fälle, wo der Nachdruck nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar wünschenswerth erscheinen kann.

Schlußglosse.

Vor nicht gar langer Zeit wurde in Paris eine sehr ernsthafte Commission gegen das Tabakschnupfen gehalten. Der Secretär, welcher das Anathem vorzulesen hatte, war ein eifriger Verehrer dieses Staubes. Eben als er die Stellen, in denen des Tabaks schädlicher Einfluß auf die Gesundheit auseinander gesetzt wurde, declamirte, nahm er, ganz unwillkührlich selbst eine Prise nach der andern — ohne daß es den übrigen Anwesenden aufgefallen wäre. Die ganze Sache drang auch nicht durch und — es blieb Alles beym Alten.

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Erste Reihe.

Journale in London.

Folgendes ist eine aus authentischer Quelle fließende Uebersicht der in London erscheinenden Journale und Zeitungen: Jeden Morgen erscheinen minist. Blätter: The Morning Post; the new Times; neutrale: The public Ledger; Oppositionsblätt. The Times; the Morning advertiser, the Morning Herald; the Morning Chronicle; the British Press. Jeden Abend, minist.: The Courier; the Sun; neutral: The Traveller; Oppos.: The Globe; the Star; the Statesman. — Mont. Mittw. Freit. Abends: The Evening Mail; the London Packet; the London Chronicle; Dinst. Mittw. Sonnt. Abends: The commercial Chronicle;

the Englisch Chronicle; the general Evening Post; the St. James Chronicle; Mittw. Abends: The Britisch Mercury; the philantropic Gazette; the Moderator. Dinst. und Freit. Abends.: Courier de Londres. Das Londner deutsche Wochenblatt; (das aber schon wieder aufgehört hat.) Dinst. und Sam. Abends.: The London Gazette (Hofzeitung) Sonn. Abends: Baldwin's Journal; the Literary Gazette; the Miror of Times; the provincial Gazette; the Westminster Journal. Sonntags, Morg.: The Dispatch; the Englishmann; the independent Whig; Duckitts Dispatch; the Legislator; the Monitor; the Sunday Advertiser; the weckly Intelligencer; the Constitution; Ministeriell sind noch The Antigallical Monitor. Sonnt. und Mont. Morg. Oppos.: Bell's Messenger; the National Register; the Neptune; the Champion; the News; the Examiner; Neutr: The Observer. Mont. Morg.: The Farmer's Journal. Dinst. Morgens.: The Law Chronicle. Jede dritte Woche: The Husband Cry (Polizeiblatt). Jeden Montag: The Literary Advertiser. Einmal im Monat: The Spirit of the Times.

Von der Fruchtbarkeit der englischen Journalistick, und der Planmäßigkeit und Genauigkeit, womit die englischen Zeitschriften expedirt werden, kann man sich einem Begriff machen, wenn man folgendes lieset: Wie in Leipzig die Gegend des Neumarktes, so sind in London die Straße Paternoster und einige angrenzende Straßen der lebhafteste Punct des Buchhändler-Verkehrs. Die englischen Monatjournale erscheinen sämmtlich äußerst regelmäßig am letzen Tage jedes Monats, damit ihre Versendung in die Provinzen und nach den Colonien zusammen geschehen, und alle Zeitschriften zugleich umfassen kann; so kommt es denn, daß mit jedem letzten Tage eines Monats

immer über 2,000 Ballots mit mehr als 60,000 Journalheften in der Paternoster-Straße gepackt, und nach allen Richtungen der cultivirten Erde versandt werden. In dem großen Buchhändlergeschäft von Longman, Hurst u. Comp. in London, welches über 60 Commis beschäftigt, sind die Comptoirs nach den Ländern bezeichnet, wohin die Versendungen und die Correspondenzen gehn. Man findet hier daher Comptoirs für Ostindien, Westindien, Nordamerica, Südamerica, Portugal und Spanien, Frankreich und die Niederlande, Deutschland und den Norden, und an ihren Eingängen auf diese Weise bezeichnet.

Ein Franzose über Grillparzers Sappho.

In der Revue encyclopédique ist die bey Colburn in London erschienene englische Uebersetzung von Grillparzer's Sappho angezeigt. Der Referent (in der Revue) setzt folgendes hinzu: „Nach der Vorrede des engl. Uebersetzers zu urtheilen, scheint es, daß dieses Trauerspiel den besten Erfolg in Wien gehabt habe. Der Verf., welcher ein sehr junger Mann ist, wurde auf dem Theater mit Lorbern gekrönt, und im Triumph nach Hause gebracht. Der Kaiser von Oesterreich hat das Stück mit seinem Beifall beehrt; es erlebte fast hundert Vorstellungen unmittelbar auf einander. Die Haltung dieser Tragödie entfernt sich indessen von der Schule Schiller's und Schlegel's, und anderer berühmter dramatischer Dichter Deutschlands. Sie ist dem Französischen und Griechischen nachgeahmt. Der Dialog, obschon zu lang, ist voll schöner Bilder und glücklicher Ausdrücke ꝛc.“ Nachdem der Verf. die Handlung kurz berührt hat, schließt er also: „Dieses Stück ist überhaupt durch die Harmonie der Verse merkwürdig. Die Handlung schreitet langsam, und hat wenig Abwechselung (peu va-

riée); aber sie läßt Deutschland hoffen, die Zahl seiner ausgezeichneten Dichter vermehret zu sehen. Die englische Uebersetzung ist elegant und treu zugleich." Obige Worte über die Auszeichnung des Herrn Grillparzer erinnern uns an die Schilderung im Journal des Savans. Es heißt darin, Herr G. sey ohne weiters zum Hofrath befördert, mit Orden besäet, mit einer gewaltigen Pension belohnt worden. Zugleich sagt der Ref., Paris wolle aber erst die Ankunft dieses chef-d'oeuvre abwarten, ehe es seinen Racine und Corneille den Flammen überliefere. Und nun bestehen jene Phädra, jener Cid ꝛc. und diese Sappho vielleicht recht friedlich neben einander.

Automaten.

Vierhundert und acht Jahre vor Christi Geburt bewunderte man eine fliegende Taube, die nicht von Fleisch und Blut, sondern von Holz war; Archytas von Tarent hatte sie verfertigt. Ungleich wichtiger und sinnreicher war eine Glaskugel, deren Kreise den Lauf der Gestirne angaben; der große Archimed hatte sie gemacht. Rühmlich wetteiferten auch die Neuern in diesem Fache der Mechanik. Die Galeere, welche Hanns Schlottheim zu Augsburg im Jahre 1581 für Kaiser Rudolph II. verfertigte, verdient wo nicht Bewunderung, doch vollen Beifall. Schwaben war von jeher das Land mechanischer Fertigkeiten; auch der Meister des meisterhaften Instrumentes, das eine ganze Vesper von 2,000 Tacten von selbst schlug, Achiles Langenbucher, war ein Augsburger; er machte sich durch dieses Instrument im J. 1610 einen Namen. Wieder ein Augsburger, Christoph Tresler, brachte im Jahre 1683 eine Maschine zu Stande, welche nichts weniger als die ganze Welt vorstellte; sie bewegte sich durch Räder, und wanderte an den Kaiserhof. Im Jahre 1769 ergetzte man sich an einem Bilde des Got-

tes Pan, welcher auf seiner Haberrohrflöte artige Stücke artig spielte; man ergetzte sich an dem Werke Joachim Eppingers aus Bayern. Viel Aufsehen hat Vaucanson mit seinem Flötisten, seinen künstlichen Enten ꝛc. gemacht. Diese machten alle Functionen der natürlichen; sie watschelten; schnatterten; ja sie fraßen; noch mehr, sie verdauten, und thaten alles das, was man thut, wenn man gut verdaut hat. Ein Rad zwölf Schuh im Deutschen Durchmesser, und sechzig Pfund schwer, das von sich selbst lief, rührte von einem gewissen Heffrens her. Der Löwe und der Tieger, welcher dreyßig bis vierzig Schritte weiter gingen, erregten bey dem Kaiser von China um das Jahr 1760, von dem Missionär Thibaut verfertigt, billig Erstaunen; und noch kühner war die Arbeit eines andern Missionärs Namens Ventavon, der im Jahre 1768 sich mit einer Maschine von Männern Mühe gab, welche ein Blumengefäß hätten tragen sollen.

Die Bonaparte als Schriftsteller.

Wiewohl man Alles aufgesucht hatte, um die Familie Bonaparte auch zu einer literarischen Celebrität zu erheben, so wurde unter den angeführten Schriften doch ein interessantes Werkchen aus dem 16ten Jahrhundert übersehen. Es ist nachstehendes: La vedova, comedia facetissima di M. Nicolo Buonaparte, Cittadino Fiorentino. In Fiorenza, apresso i Giunti 1568. Es ist in 8vo und 7 Bogen stark. Die Dedication von Seite des Verlegers (Jacob Giunti) lautet: „alla nobilissima et gentilissima S. Maria Soderina de Nerti.“ Die Hortensia Contigiami spielt in dieser Comödie eine anziehende Rolle. Obige Ausgabe ist übrigens eine neuere; wann die erste erschienen, ist mir nicht bekannt. Nunmehr

gehört dieses Büchlein, auf das früher vielleicht wenig geachtet wurde, wenigstens zu den historisch-bibliographischen Merkwürdigkeiten; und wie ein Freund in Rom meldet, ist ein sehr beschädigtes Exemplar daselbst um 254 Ducati verkauft worden. Ich bin einem wohl conservirten Exemplar hier in Wien auf der Spur. — Bey diesem Anlaß kann auch erwähnt werden, daß zwey Romane der Kaiserinn Josephine, welche sie als Mlle. Tascher geschrieben, in deutscher Uebersetzung bey einem unserer thätigsten Buchhändler erscheinen sollen.

Früheres Theaterwesen in Wien.

Küchelbecker in seinen „Nachrichten vom kaiserl. Hofe (Hannover 1732)" kommt auch auf das Theaterwesen in Wien zu sprechen. Er sagt ganz naiv wie folgt: Man hat zu Wien das ganze Jahr hindurch, ausgenommen die Fasten und Advent, deutsche Comödien, welche in dem, beym Kärnthner-Thor gelegenen Comödien-Hause täglich gespielt werden, aber Freytags nicht, als welcher in diesem Stück, weil es ein Fasttag ist, besser und stiller zugebracht wird, als der Sonntag. Es werden dieselben aber auf Kosten und mit Direction des Herrn Morossini, eines kaiserl. Hof-Musici, unterhalten, welcher selbe anjetzo auf einen ganz andern Fuß, als vor diesem gesetzet: Denn das Theater ist nicht nur groß, weitläuftig, wohl illuminiret, und an Decorationen und Veränderungen recht proper; die Acteurs sind meistentheils gut und haben ungemein kostbare nnd schöne Kleider, welche alle Mr. Morosini angeschaft. Es erscheinen auch auf dem Theater mehrentheils gute Tänzer und Täuzerinnen, welche dann und wann ein Ballet tanzen, so aber denen französischen nicht gleich kommen. Das Orchester ist mit guten Musicis besetzt,

und alles so eingerichtet, daß man in Deutschland nicht dergleichen finden wird. Wie denn auch das dasige Comödien-Haus gewiß vor schön und magnifique passiren kann. Bis dahero hat man lauter deutsche Comödien producirt. Künftig hin aber sollen wechselweise auch Italienische aufgeführt werden. Wie denn mehr erwähnter Directeur auch resoluirt ist, künftighin Italienische Opern auf eben diesem Theater spielen zu lassen, dergleichen man allhier, außer denjenigen, so bey Hofe gehalten werden, noch nicht gesehen hat. Sonsten gibt es allhier außer den Comödien, noch andere Spectakel, als Klopf-Fechten, Bären-Hatzen u. dgl., welche Sonn- und Festtages, theils in der Stadt, theils in der Leopoldstadt gehalten werden, so aber meistentheils von gemeinen Leuten besucht werden.

Aequivalente.

Auf welch sonderbare Aequivalente die Menschen verfielen, ehe noch ein bestimmtes Maß und Gewicht ausgemittelt und festgesetzt war, beweiset unter andern Hawel Dha, Prinz von Wallis, den man dießfalls gleichwohl als einen der bedeutendsten Gesetzgeber betrachten kann, und der im Jahr 948 starb. In einem von seinen Gesetzen heißt es: Wenn jemand eine Katze tödtet oder stiehlt, die des Prinzen Kornboden bewacht (eine spaßhafte Particularität), so muß er eine Schafmutter mit ihrem Lamme zur Strafe geben; oder so viel Weizen dafür erlegen, als die Katze bedeckt, wenn sie bey dem Schwanze aufgehangen wird, und der Kopf derselben den Boden berührt. Von demselben Lycurg ist auf den Raub eines Mädchens eine Strafe von 12 Kühen gesetzt; ein Raub aber einer Matrone kostete um 6 mehr. Hat aber der Thäter anfangs geläugnet, und wird er nach der Hand überführt, so muß er für seine Falschheit so viele Schil-

linge zahlen, als mit wie viel das Sitzfleisch der Dame belegt werden kann. (!) —

Zur Literatur des Caffeh.

„Raiß in die Morgenländer" von Rauwolf, 4to Frankf. 1584, ist meines Wissens eine der ersten Druckschriften, welche des Caffeh erwähnen. Der Verfasser hatte die Reise in den Jahren 1573 und 74 vollführt. Er hält dafür, daß die Caffehbohnen von ihm Bunche genannt, aus Indien kommen. Buna werden sie geheißen, und der Baum selbst Bon, von Prosper Alpinus in dessen Historia plantarum Egypt. 4to Venez. 1591. — De potu Coffi ist der Titel eines Buches in 4to, welches F. Petersen im Jahre 1666 zu Frankfurt a. M. heraus gab. Ueber diese Schrift wurde in demselben Jahre zu Gießen eine Disputation gehalten. Der Verfasser erzählt, daß damals zu Paris der Caffeh, zubereitet, in öffentlichen Häusern mit einem Zeddel verkauft wurde, auf welchem man die Vorzüge dieses Getränkes anrühmte. — Du Four in seinem Traité du Caffé, Haye 1685 verkündet schon, daß die Aerzte gegen den Mißbrauch des Caffeh schreiben würden. In dem Chronol. account of the history of Commerce sagt Anderson, daß in Großbrittanien der Caffeh ihm Jahre 1651 von einem türkischen Kaufmanne zuerst eingebracht wurde. In den Gesetzen Englands wird des Caffeh bereits im Jahr 1660 gedacht. — Unter mehreren selbstständigen Piecen über den Caffeh, welche in neuerer Zeit heraus kamen, verdienen angeführt zu werden, die des berühmten Grafen Marsigli, jene, „Vom Thee und Caffe," die des Dr. Petötz, betitelt: Der Caffeh ist Gift, und die Gegenschrift: „Ehrenrettung des Caffeh." Letztere erschien anonym. Sie hat den Herrn von Marterez, einen sehr unterrichteten und geistvollen Mann zum Verfasser.

Merkwürdiges Buch.

Unlängst ist mir folgende Notiz eingesendet worden: „Man hatte bisher die Existenz eines Buches bezweifelt, das sich im Jahre 1811 in der Bibliothek des Prinzen von Ligne befand, und wofür der Kaiser Rudolph eilf tausend Ducaten gebothen haben soll. Es führt den Titel: Liber passionis Domini nostri Jesu Christi, cum figuris et characteribus ex nulla materia compositis, oder: das Buch von dem Leiden unsers Herrn Jesu Christi, mit Figuren und Lettern, die aus keiner Materie gemacht sind. Dieses Buch ist aber wirklich vorhanden. Es besteht aus 24 Pergament-Blättern in Duodez-Format, die völlig leer scheinen; wenn man sie aber auf das blaue Papier drückt, das sie von einander trennt, so entdeckt man die Buchstaben, und Umrisse der Figuren, die mit bewunderungswürdiger Feinheit und Vollendung ausgeschnitten sind. Obgleich keine Jahrszahl darin angebracht ist, so läßt sich doch aus einem am Ende befindlichen Monogramme von Heinrich VII. auf die Jahre zwischen 1485 und 1509 schließen. Der Besitz dieses Kleinods ist durch eine förmliche Acte dem jedesmahligen Aeltesten der Familie von Ligne zugesichert, und auf einem beigelegten Blatte findet man zwölf französische Verse, in welchem ein Prinz von Ligne die Verfügung im Jahre 1609 bestätigt.“

Daß die Existenz dieses Buches jemahls bezweifelt worden wäre, wüßte ich nicht. Es muß im ersten Augenblick freylich räthselhaft klingen, wenn man von einem Buche hört, dessen Bilder und Buchstaben weder gezeichnet noch gestochen oder gedruckt ꝛc. sind, ja, die vielmehr aus nichts bestehen. Viele der glaubwürdigsten Bibliographen, unter ihnen der Heros Debüre in seiner Bibliographie instructive haben dieses allerdings höchst merkwürdige Buch umständlich beschrieben; Einige sogar nach Autopsie. Ich selbst will ein-

mal in meiner Geschichte des Buchhandels, die vielleicht bald erscheint, ausführliche Nachricht davon geben, da ich vor drey Jahren so glücklich war, dieses Kleinod mehrere Tage in Händen zu haben. Der jetzige Besitzer, einer der schätzbarsten Bücherkenner der Monarchie, hatte die Güte, es mir anzuvertrauen. Er war auch so gefällig, mir noch einige Notitzen über dieses Buch, besonders in Betreff der neuesten Schiksale desselben, zu versprechen. Ich sehe diesen mit Ungeduld entgegen, um, mit seiner Erlaubniß, öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Die Geschichte dieses Buches ist übrigens eben so interessant, als es selbst merkwürdig ist; und an äußerer Kostbarkeit steht ihm selbst das allerseltenste (typographische) Buch, nähmlich die Originalauflage von Servet: Christianismi restitutio, welche ich im Conversat. Blatt, 1. Jahrg. 1. Theil besprochen, weit nach.

Das Nibelungenlied.

Der Stoff des Niebelungenliedes, dieses in unsern Tagen so hoch gefeyerten Heldengedichtes, ist das innig in einander greifende, romantisch tragische Schicksal zweyer liebenden Paare, nähmlich Chriemhildens und des hörnernen Siegfrieds, und Gumars und der Brunhilde. Die Zeit ist die des Attila; der Schauplatz das Rheinland und die Gränze von Ungarn und Oesterreich. Der Name Nibelungen rührt von dem alten burgundischen Heroenvolke: Nibelungen, auch Niflungen, eine Benennung, die vielleicht, der mythischen Bedeutung nach, mit einem nordischen Nebellande zusammenhängt. Verfasser hatte es, wie die Iliade und Odyssee, wohl mehrere. Irrig hielt man längere Zeit Wolfram von Eschenburg und Conrad von Würzburg dafür; jetzt stimmt man A. W. Schlegels Angabe bey, indem man Klingsohr, einen Ungar, oder Heinrich von Ofterdingen annimmt.

Handschriften kennt man drey. Eine besitzt die Münchener Bibliothek; die zweyte ist in St. Gallen; die dritte, früher in Hohenems, ist jetzt im Besitz des Freyherrn von Lasberg am Bodensee. Ich hatte sie lange in Händen; sie ist sehr defect, und die nähmliche, nach welcher Bodmer „Chriemhildens Rache" heraus gab. Neuere Druckausgaben besitzen wir von van der Hagen mit critischem Originaltext, ferner von Büsching ꝛc. Eine Bearbeitung in ungebundener Rede hat Zeune, eine andere (verunglückte) metrische Hinsberg geliefert. Von Ersterem hat man ein besonders abgedrucktes Glossar. Noch vor wenig Jahren ging man im Enthusiasmus so weit, das Nibelungenlied sogar in Schulen einführen zu wollen. Der Nibelungenteufel ist aber jetzt so ziemlich ausgetrieben.

Charakteristik der Franzosen.

Ueber den Character der Gallier war schon Papirianus nicht gut zu sprechen. Er sagt von ihnen: Aliter scribere, aliter pronunciare, vecondis est Galli, id est: Anders schreiben, anders aussprechen, sind Eigenschaften des verrückten Galliers. — Ein alte deutscher Scribent, ich glaube Zinkgräven in den Apophtegmen, meint die Franzosen, und nicht mit Unrecht mit den wenigen Worten: sie singen anders, denn genotiret. —

Revolutiosfrüchte.

Wie jede Revolution, liefert auch die französische manchen unschuldigen Zug. Es befand sich z. B., die Herzogin von Lauzun an einem Abend im Theater, wo es etwas unruhig herging. Plötzlich fliegen zwey Pomeranzen in ihre Loge, als eben Lafayette eintrat. Die Herzogin nahm die Orangen, und prä-

sentirte sie ihm mit den Worten. „Hier haben Sie Früchte der Revolution.“

Schwere Strafe.

Die Strenge der Engländer gegen die Diebe ist nichts gegen die, von welcher das alte Speyerische Stadtrecht spricht. Es heißt darin, wer sich an einem Pflug, an einem Bauer oder dem Gesinde vergreift, oder nur drey Pfennige Werth stiehlt, den soll man radebrechen. Auch auf den ist das Rad gesetzt, welcher in einer Mühle 5 Pfennige Werth nimmt. Falschmünzer wurden in Lübeck und Straßburg noch im 15. Jahrhundert in Oehl gekocht.

Ehelige Zweykämpfe.

Bey unsern Altvordern waren auch Zweikämpfe zwischen Mann und Frau üblich, das heißt öffentliche und gesetzmäßige, denn die nicht öffentlichen bestehen auch bey uns noch, und werden wohl so lange dauern, als die Welt steht. Einen solchen Kampf beschreibt nach einer alten Handschrift Thomasius in der Wolfenbüttelschen Bibliothek wie folgt:

„Der Mann steht in einer runden etwas weiten Grube in der Erde bis an den Gürtel, hat in der rechten Hand einen Kolben, mit dem er nach der Frauen schlägt, er darf aber nicht heraus gehen, noch der Frauen nachlaufen, auch nicht einmal mit der freyen Hand sich an die Grube oder das Erdreich anhalten, bey Verlust des Sieges. Die Frau hat einen Schleyer in der Hand, in welchem vornen ein Stein von etlichen Pfunden geknüpft ist, womit sie nach dem Mann schlägt. Wenn die Frau dem Manne hinter den Rücken kommen kann, bemühet sie sich, dessen Kopf hinterwärts aus der Grube zu ziehen und ihn zu erwürgen; parirt der Mann den Schlag mit dem Schleyer

mit dem Kolben aus, so erlangt dadurch die Frau Gelegenheit, dem Manne den Kolben aus der Hand zu reißen. Parirt aber der Mann den Schlag mit dem linken und freyen Arm aus, so umwickelt sich der Schleyer um den Arm, und hat der Mann also Gelegenheit die Frau zu sich in die Grube zu ziehen, da er dann trachtet die Frau in der Mitte des Leibes zu fassen und sie in die Grube zu ziehen, auch zuweilen umzukoppeln."

Coster und die Harlemer.

Bereits 130 Jahre hatte die Buchdruckerkunst bestanden, als es den Holländern einfiel, die Ehre derselben für Coster in Harlem zu vindiciren. Jedermann war darüber einig, daß Harlem wohl unter die Städte gehöre, in welcher die Xilographie zuerst ausgeübet wurde, die Typographie aber unwiderlegbar der Stadt Mainz angehöre. Dieß hielt aber den gelehrten Meermann nicht ab, die Sache zu Gunsten der Holländer zu verfechten. Er that dieses in dem Werke: Origines typographicae, 2 Vol. Haag. 1765 mit einen solchen Aufwande von Scharfsinn und Erudition, welcher bedauern läßt, daß er Beydes nicht auf einen haltbarern und dankeswerthern Gegenstand verwendete. Wie sehr die Halemer auf ihrer Meinung beharren, ergiebt sich unter Andern aus der lateinischen Inschrift, welche auf Costers Haus angebracht ist. Sie lautet: Extulit hic, monstranti Deo Laurentius artem; Dissimulare virum hunc, dissimulare Deum est. — Sie ist von dem großen Philologen Schrevel verfaßt, und soll, wie man sieht, nichts weniger bedeuten, als daß selbst das Daseyn Gottes nicht sicherer sey, als Costers Erfindung der Buchdruckerkunst.

Cassajournal eines Prinzen.

Als im Jahre 1667 der Churprinz Carl von der Pfalz sich auf Reisen befand, hatte er einen gewissen Berg von Munchingen als eine Art Hofmeister bey sich. Dieser hielt ein Tagebuch und schrieb genau alle Ausgaben für den Prinzen auf. Darunter kamen folgende vor: Einen alten Man von Haßloch, welcher Kurpfalz berichtet wegen der Spanier Einfall 1 fl. 30 kr. Kurpfalz Spielgeld gegeben zu Neustadt, als sie auf dem Gannsbrett gespielt 1 fl. 30 kr. — Einem Kerl von Nürnberg, Namens Joh. Heißstein, welcher Kurpfalz Carmina präsentiret (schöner Respect vor einem Poeten) 3 fl. — Ihro Durchlaucht zum Verspielen gegeben 2 fl. — Einem krummen Franzosen, welcher seinen Abschied bekommen 1 fl. — Einem Kerl vom Marktschreyer, welcher Gift eingenommen 3 fl. Kurpfalz Schrittschuh machen zu lassen 2 fl. 40 kr. — Vor Kurpfalz Stiefel wieder repariren 8 kr. (acht Kreuzer!).

Cranachs Monument.

Lucas Cranach liegt in Weimar, wo er 1553 starb, begraben. Der Steinmetz, welcher sein Grabmahl zu fertigen hatte, sollte darauf anbringen: pictor celerrimus, der geschwindeste Mahler, weil Cranach höchst schnell arbeitete und deßwegen so fruchtbar war. Aus Versehen setzte er aber pictor celeberrimus, nähmlich der berühmteste Mahler, ein Irrthum, der im Grunde nicht ganz ohne Anwendbarkeit ist, wenigstens was die deutsche Schule betrifft.

Speichelleckerey.

In neuerer Zeit besonders in der Geschichte Lud-

wigs XIV. wimmelt es von abgeschäumten, die Würde der Menschheit entehrenden Speichelleckereyen. Als dieser Fürst einst einen Günstling fragte, wann seine Gemahlin denn in die Wochen kommen werde? antwortete der Elende „Wann Euer Majestät es befehlen" — Einen ähnlichen Zug von einem andern Machthaber hat der Verf. welcher Augen und Ohrenzeuge davon war, schon irgendwo erzählt. Es ist dieser. Auf einem Maskenballe wurde von diesem Erdengott Einer aus dem Gefolge gefragt, wie viel es an der Uhr sey. „So viel Sie befehlen Sire"! war die Antwort.

Leibnitz in Wien.

Man weiß, daß Wien wohl eine Academie der Künste, aber keine der Wissenschaften hat. Eine solche zu gründen ist in früherer Zeit einige Mahl, aber stets erfolglos angeregt worden. Es ist nicht allgemein bekannt, daß dieses der große Leibnitz an Ort und Stelle selbst zu bewirken strebte. Dieser unsterbliche Gelehrte, in welchem sich Umfang des Wissens, Tiefe des Verstandes, Genie und rastlose Thätigkeit auf eine beyspiellose Weise vereinigten, befand sich vom Jahre 1712 — 14 in Wien, angelegentlichst bemüht, eine Academie der Wissenschaften zu bewerkstelligen. Es gelang aber nicht, und wiewohl von Carl VI. zum Hofrath mit einem Gehalt von 2000 fl. und zum Freyherrn erhoben, verließ Leibnitz dennoch Wien.

Theaterzeddel.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es in Wien mehrere fliegende Schauspielertruppen. Sie gaben geschriebene und gedruckte Comödienzeddel aus. Eine solche Truppe hatte sich in der Naglergasse postirt.

Sie führte Medea auf und brachte nachstehenden getreu copirten Zeddel ins Publicum:

„Heute werden wir wiederumb denen Edeln Spectatoribus aufwarten, mit einer herrlichen, wohlansehenswürdigen Poetischen Historia; genohmen aus Ovidio, und ist

Von Jason und Medea.

Kurzer Innhalt:

Jason, ein Ritter aus Griechenland, nimbt Abschied von seiner Braut Creusa, umb zu fahren nach das Königreich Colches, bey dem König Aeates um allda das guldene Vellus zu erobern, und fähret mit seinem Schiff Argo dahin. Jason bittet den König daß er streiten möchte gegen denen wilden Thieren und Drachen, um das guldene Vellus zu bekommen. Der König wiederrathet es, doch gibt ers frey. Die Prinzessin Medea, so bald sie Jason ansichtig, ist in Liebe gegen Ihn entzündet, bittet Jason nicht zu streiten, nach dem viel Ritter ihr Leben dafür gelassen, und verspricht Jason, das guldene Vellus zu bekommen, ohne ein einzige Gefahr seines Lebens, aber mit dem Bedinge, daß Jason Sie lieben soll und niemahle verlassen. Jason verspricht alles. Medea fähret mit ihrer Zauberey durch ihren Geist auff ihrem Drachen-Wagen nach die Eliseische Felder, und holet Kräuter, wodurch sie dem Drachen einen Schlaff kann machen. Und unser lustiger Chamber treibet viele Possen mit Medea und ihren Geist. So bald Jason das guldene Vellus erobert, fähret Er mit seinem Schiff davon, und verläßt Medea, da wird das Meer präsentiret, wie Jason mit seinem Schiff davon fährt, und Medea im Zorn macht Sturm und Ungewitter. Medea fähret mit ihrem Drachen-Wagen nach Jasons Schloß, und verehret die Braut Creusa mit einer zwar schönen doch bezauberten Krone, so bald sie die auf ihr Haupt setzet brennet die Krone daß die Braut stirbet. Medea holet Jasons Sohn, den sie von Ja-

son hat, und reisset das Kind in zwey Theile von einander zur Rache, und wirft es für Jasons Füssen, da sie auf ihren Drachen-Wagen sitzet, und fähret davon. Dieses alles agiret wie hier zu lesen ist. Tänze, Maschinen, werden auch präsentiret, und ein lustiges Nachspiel soll schliessen, von dem hochmüthigen betrogenen Bauer. Versichern daß die Hoch-Edle Spectatoribus wohl vergnügt werden nach Hauß gehen.

Präcise umb 3 Uhr soll angefangen werden. In der Nadler-Gassen.

Der Vielwisser Crichton.

Des jungen Herzogs Vinzenz von Gonzaga Hofmeister Johann Crichton sah sich während der Carnevalszeit von mehreren maskirten Personen angefallen. Er vertheidigte sich tapfer, drängte sie zurück und entwand dem Hitzigsten den Degen. Da zeigte es sich, daß dieser sein eigener Zögling sey. Crichton gab ihm mit Ehrerbiethung die Waffe zurück, und der augenblickliche Gebrauch, den dieser Niederträchtige davon machte, war, daß er sie seinem großmüthigen Vorgesetzten — durch den Leib rannte. Crichton starb alsbald an der tödtlichen Wunde. Doppelt empörend wird diese vornehme Schandthat, wenn man die beyspiellosen Geistesvorzüge Crichtons erwägt. Sie sind von der Art, daß Witte und alle die frühreifen Köpfe, von welchen man so viel Aufhebens machte und noch macht, dagegen verschwinden. Noch war Crichton nicht 20 Jahre alt, als er 10 Sprachen und eine Menge Kenntnisse vollkommen inne hatte, und in allen gymnastischen Künsten sich niemand mit ihm messen konnte. Als er sich damals zu Paris aufhielt, äusserte sich ein dortiger Schriftsteller auf folgende Weise über ihn: „Es ist hier ein junger Mensch eingetroffen, eben 20 Jahre alt, welchen selbst die ersten academischen Professoren das Zeugniß geben, daß

er in allen Wissenschaften vollendet sey. Niemand übertrifft ihn in der Vocal- und Instrumentalmusik; im Tanzen und Zeichnen, im Mahlen und Reiten hat man seines Gleichen nicht gesehen. Er disputirte neulich vor 3000 Zuhörern, und setzte durch die Richtigkeit, Gelehrsamkeit, Präcision seiner Antworten alles im Erstaunen. Er spricht lateinisch, griechisch, hebräisch, syrisch, arabisch, spanisch, italienisch, französisch, englisch, flammändisch und slavonisch vortrefflich. Wahrlich, man sollte glauben, daß ein Mensch, selbst bey einem hundertjährigen Alter, selbst wenn er weder äße noch schliefe, so viel Kenntnisse in sich vereinigen könnte. Seine Anwesenheit erfüllt Alle mit panischem Schreck, denn er weiß mehr, als ein Mensch wissen kann. Man fürchtet, daß er der Antichrist sey." Und ein solches Genie mußte von der Hand eines hochmüthigen Tropfes in der Blüthe der Jugend fallen! Dieß geschah zu Mantua im Jahr 1583.

Wachsnasen.

Noch sind es nicht hundert Jahre, daß man in Wien häufig Nasen von Wachs trug. Wer daran zweifelt, lese in „Küchelbekers allerneueste Nachrichten vom kaiserl. Hofe, Hanover 1732" die betreffende Stelle nach. Der possirliche Artikel ist dieser:

„Die Libertinage ist zu Wien ungemein groß und das Frauenvolk sehr coquette, und Niemand mißbilliget die Gemeinschaft beiderley Geschlechtes, bis die Früchte einer allzugroßen Vertraulichkeit an den Tag kommen. Die Geistlichen predigen heftig genug dawieder, allein vergebens, und sowohl vornehme als gemeine Weibspersonen bleiben bey ihrer natürlichen Neigung. Ohne Zweifel kommt diese schändliche Aufführung und allzufreye Lebensart von der eingerissenen Schwelgerey her, als aus welcher unzählige Laster folgen. Es ist dahero auch nichts rares, daß

man allhier „enverolirte" Personen sieht, welche statt der natürlichen Nase eine von Wachs gemachte zum Zeichen ihrer Conduite tragen. Wie weit müßen also die guten Wiener in der Sittlichkeit vorwärts gekommen seyn, da man sich der Wachsnasen jetzt nur noch auf Maskenbällen bedient?

Zärtliche Redensarten.

Wie heut zu Tage vorzüglich die Oesterreicher, Sachsen und Preussen, so waren auch die Griechen und Römer reich an zärtlichen Redensarten, und Diminutivbenennungen. Mein Püppchen, mein Hühnchen, mein Herzchen, mein Liebchen ꝛc. sind Ausdrücke des Aristophanes, Terenz ꝛc. Die Dänen fallen, wie man in „Klopstok, er und über ihn" nachlesen kann, etwas derb ins Animalische. Z. B. Min putte, lille Gris, lille honfelar, zu deutsch: mein Hühnchen, mein Ferkelchen, mein Hühnerkeulchen (!) Als Cramer, der Verfaß. dieses Buches sich in Paris befand, hörte er einen dortigen Schriftsteller seine Frau mit folgenden Worten liebkosen: Mimichon, chapateau, raticat, petite Reine, so viel als Mitzchen, Kätzchen, Rätzchen (!), kleine Königin. Man muß gestehen, daß dieses Ehemännchen ein liebes Närrchen war.

Marquis St. Germain, der Wundermann.

Die Daten über diesen merkwürdigen, außerordentlichen Mann, meist von Zeitgenossen und Augenzeigen, in vielerley Schriften, zum Theil in Memoiren zerstreut, hat ein fleißiger Sammler und verständiger Ordner zusammengestellt. Aus diesen Denkwürdigkeiten über den wunderbarsten Abenteurer der neuern Zeit, stehe hier im Auszug dasjenige, was Raum

und sonstige Rücksicht gestatten. Zuerst sey mitgetheilt, was der Graf Max von Lamberg als Augenzeuge in seinem Memorial d'un Mondain (p. 119) erzählt.

Eine sehenswürdige Person (lautet es) ist der unter dem Namen St. Germain bekannte Marquis d'Aimar oder Belmar. Er sagt er sey zu Vitri geboren. Der Cardinal von Lenoncourt damaliger Bischof von Chalons gab ihm den Namen Germain." Die Geschichte ist erzählt in den Essais de Montaigne L. 1. p. 20. — Alle Einwohner von Vitri, sagt Montaigne, haben ihn bis ins 22. Jahr als Mädchen gekannt, gesehen und Maria geheißen. Damals war er sehr bärtig, mannbar und lebendig. Als er sich im Springen einige Gewalt anthat, wurde er plötzlich zum Mann. — Es ist auch unter den dortigen Mädchen noch ein Lied im Gange, wodurch sie sich wechselweise warnen, große Luftsprünge zu thun, aus Furcht zum Buben zu werden, wie Maria Germain. Dieser Marquis St. Germain wohnt seit einiger Zeit (1769) zu Venedig, und beschäftigt sich in einem Kreise von hundert Weibern, die eine Unterhändlerinn ihm schafft, Versuche mit Flachs anzustellen, welchen er bleicht, und der rohen italienschen Seide gleich macht. Er glaubt 350 Jahre alt zu seyn, und gibt vor, um es vielleicht nicht zu sehr zu übertreiben, den Thomas Kulikan in Persien gekannt zu haben.

Als der Herzog von York in Venedig ankam, begehrte der Marquis vom Senat den Rang über diesen Prinzen, und gab zur Ursache an, man wüßte schon, wer der Herzog von York wäre, aber die Titel des Marquis von Belmar wären noch unbekannt. Er habe einen Balsam, der wieder verjüngere; eine betagte Frau, welche sich eine größere Portion davon, als nöthig war, einreiben ließ, wurde wieder zum Embryo.

Er soll zu Pekin gewesen seyn, ganz und gar

ohne einen Namen zu haben, und da ihm die Polizey anlag sich zu nennen, entschuldigte er sich damit, er wüßte es selbst nicht, wie er heiße. In Venedig, sagt er, ruft man mich: indem man die Hand ans Kinn streicht, in Hamburg nennt man mich: mein Herr, in Rom Monsignor, in Wien Pst! Pst! zu Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will, in Paris lorgnirt man mich, und bey diesem Zeichen nähere ich mich gern denjenigen, die mich betrachten. Lassen Sie mich meinen Namen nicht irre machen, meine Herren Mandarinen! So lange ich mich bey Ihnen aufhalte, werde ich mich so betragen, als wenn ich einen sehr berühmten Namen hätte; ich mag Kunz oder Hanns, Piso oder Cicero heißen, mein Name muß Ihnen gleichgültig seyn. Er erhielt zu Venedig sogar Briefe, auf deren Couverte nur das einzige Wort Venedig stand, das Uebrige war unbeschrieben. Sein Secretär frug auf der Post nur nach Briefen, die Niemand angehörten.

Als ihm der König, nach dem Tode des Marschalls von Sachsen, Chambord schenkte, umarmte er ihn beym Abschied. St. Germain wurde in allen guten Häusern mit Vergnügen und besonderem Vorzuge aufgenommen. Er ging sehr oft zu Ihro Durchlaucht der Prinzessinn von Anhalt, Mutter ihrer Majestät der jetzigen Czaarin; „Prinzessinn," sagte er, „ich muß wohl sehr gern in Ihrer Gesellschaft seyn, um, wie ich gethan habe, vergessen zu können, daß mein Wagen schon seit zwey Stunden mich erwartet, nach Versailles zu fahren." Man weiß übrigens nicht, wer dieser sonderbare Mann ist; er wird für einen Portugiesen gehalten, er hat tausend Talente, die nicht leicht in einem Manne zusammentreffen; er spielt ausnehmend schön auf der Violine, aber hinter einem Schirme; man glaubt alsdann, fünf oder sechs Instrumente zugleich zu hören.

Er spricht viel, sehr gut, und thut an alle, die

er anredet, so schicklich angebrachte Fragen, daß sie dieselben in Verwunderung setzen. Er zeigte mir in einer Art von Stammbuch, worin mehrere Unterschriften berühmter Männer waren, zwey lateinische Worte von meinem Großvater Caspar Friedrich, der im Jahr 1686 starb, mit seinem gemahltem Familien-Wappen und folgender Unterschrift: Ligna mea calamus scribae velociter scribentis Psalm 44. V. 2. Die Tinte und das Papier selbst, die sehr bräunlich und verloschen waren, schienen mir alt zu seyn; das Datum ist von 1678. Ein anderer Denkspruch, angeblich geschrieben von Michael Montaigne, im Jahre 1550, ist dieser: „Es ist kein Mann so bieder, der alle seine Handlungen und Gedanken so auf die Wagschale der Gesetze legte, daß er nicht wenigstens zehnmahl in seinem Leben den Galgen verdiente; selbst solche welche zu strafen und zu Grunde zu richten, ein großer Schade und die größte Unbilligkeit wäre.

Ich schließe aus alle diesem, daß es eben so leicht ist, zwey Schriften sich ähnlich zu machen, als es leicht ist, zwey sich vollkommen gleichende Menschen aufzutreiben. Der Herr Le Bayer führt Beyspiele an, die uns glauben machen sollten, als wäre eine Zeit gewesen, wo es ein Verdienst war, Handschriften nachmahlen zu können. —

Den beyden Inschriften, von welchen die Rede ist, zu Folge, sollte man dem Alter des Marquis fast Glauben beymessen, wenn die Natur des Menschen nicht für das Gegentheil bewiese. Bey allen Epochen, die er anführt, ist man selten im Stande, ihn eines Irrthums beschuldigen zu können. Er führt sehr weit entfernte Data an, und bejahet nichts mit eingebildetem Uebermuth. Er ist ein seltener Mann, der unsere Bewunderung erweckt, und — was das größte Vergnügen macht — Stich hält. Er verbindet die Ueberredungskunst mit einem critischen Geiste, und

mit einer nicht alltäglichen Gelehrsamkeit, und einem ausgebreiteten, obgleich localen Gedächtniß.

St. Germain sagt, er habe dem Insectenbändiger Wildmann das Geheimniß gelehrt, die Bienen zahm *), und die Schlangen auf die Musik und den Gang aufmerksam zu machen. Der eine sowohl als der andere Artikel, wenn sie mit sicheren Factis unterstützt sind, geben der Sonderbarkeit des Marquis keinen andern Glanz als den, welchen die Neuheit der Sache verschafft; ein Vortheil, den er oft andern angenommenen vorzieht. Ich habe einen sehr interessanten Brief abgeschrieben, den er mir von Mantua aus im Jahre 1773 zuschrieb.

„Ich sah ihn (Wildmann) im Haag (sagt Herr von Belmar) als ich daselbst angehalten wurde; ich bestand darauf, man sollte mich, ehe ich meinen Degen abgäbe, mit dem Herrn d'Affry, französischen Gesandten bey den General-Staaten sprechen lassen. Man führte mich in Gesellschaft des Offiziers, der den Auftrag hatte, auf meine Person Acht zu haben, in meinen Wagen dahin. Der Herr Gesandte empfing mich so, als wenn er sich wunderte, mich zu sehen; bald darauf aber hieß er meinen Wächter sich zu entfernen, und vor allen Dingen die Herren Bürgermeister zu benachrichtigen, daß ich des Schutzes des Königs genösse, und folglich während meines Aufenthaltes in Holland mich der Protection Sr. Majestät zu getrösten hätte. Ich glaubte eben, diesem Offizier einen Diamant von dem schönsten Wasser und

*) Er trug sie mit und an sich herum auf allen seinen weiten Wegen. Gallerie menschlicher Schicksale. S. 264. auf der Westküste von Africa sah der Reisende Bruce einen gleichen Mann, der sich den Bienenkönig nannte. Diesem ganz von Bienen bedekten Manne folgten alle Schwärme nach, wie Schafe ihrem Hirten. Labat nouvelle relation d'Afrique, Paris 1728.

einem Karat, wie man ihrer nicht viel findet, anbiethen zu können, er schlug ihn aber aus; und da weder mein Bitten noch mein Anhalten fruchten wollte, zerschlug ich den Stein mit einem Hammer in viele kleine Stücke, die sich zerstreueten, und welche die Lakaien zu ihrem Nutzen auflasen. Der Verlust dieses Diamants, welcher in Brasilien und im Reiche des Mogols für einen solchen gehalten worden, war mir indessen doch nicht gleichgültig, um so viel mehr, da er mich eine unendliche Mühe zu verfertigen gekostet hatte. Der Graf Zebor, Kammerherr des höchstseligen Kaisers, (seine erhabenen Eigenschaften, und der Schutz, den er den Künsten gönnte, machen ihn unsterblich) hat ihrer mit mir gemacht. Der Fürst T*** bezahlte einen, der aus meiner Fabrik war, ungefähr vor 6 Jahren, mit 5,500 Louisd'or. Er hat ihn, seit der Zeit, an einen reichen Narren mit 1000 Ducaten Profit wieder verkauft. Man muß in der That König oder Narr seyn, sagt der Graf von Barre, um beträchtliche Summen auf den Ankauf eines Diamants zu verwenden."

„Der dem Schicksal sich überlassende Mensch übrigens gibt bisweilen der Natur in Kunstsachen einen gewissen Schwung, welcher sonst den Artisten allein eigen ist. — Ein *** ein Marquis Rouelle ꝛc. urtheilen vom Dreyfuß herab, Niemand hätte Diamanten gemacht, weil sie die Gründe nicht kennen, die dem Erfolge entgegengesetzt sind. Laßt alle diese Herren (denn es giebt eine ganze Heerde) mehr die Menschen als die Bücher studieren, so werden sie Geheimniße entdecken, die nicht in der goldenen Kette Homers nicht im kleinen oder großen Albert, nicht im geheimnißreichen Band Picatrix u. s. f. zu finden sind. Wichtige Entdeckungen zeigen sich nur dem Reisenden. — Meine Kunst, Steine zu schmelzen, habe ich meiner zweyter Reise nach Indien, die ich im Jahr 1755 mit dem Obersten Clive, der unter dem Vice-

Admiral Watson stand, gethan habe, zu danken. Auf meiner ersten Ausflucht hatte ich nur sehr geringe Einsichten in dieses wunderbare Geheimniß, wovon die Rede ist, erhalten: alle meine Versuche, die ich zu Wien, Paris, London angestellt habe, sind nichts als Probestücke; das große Werk war dem Zeitpunkt, den ich angegeben habe, aufgehoben."

Die Notizie del mondo, Giulio 1770 geben mir den Herrn v. St. Germain zum Reisegefährten nach Africa, zu einer Zeit da der Herr von Belmar von Genua aus an einen Freund in Livorno schrieb, daß er gesonnen sey, nach Wien zu reisen, dem Fürsten Ferdinand Lobkowitz wieder zu sehen, den er zu London im Jahre 1745 gekannt habe.

So weit Graf Lamberg. — Ein anderer (welcher des Grafen Nachrichten wörtlich benutzte), setzte hinzu:

Ungeachtet aller seiner Talente und Geistesgaben, verließ diesen Wundermann sein Hang zum Wunderbaren nie, und er wußte davon gar klüglich Nutzen zu ziehen, denn seine sogenannten Arcana verkaufte er sehr theuer. Uebrigens wurde er Stifter geheimer Gesellschaften, und initiirte mit vielem Gepränge und Aufwand. Selbst den bekannten Abenteurer Cagliostro soll er in einen solchen mystischen Isis-Orden aufgenommen haben, und man muß gestehen, daß (die Gelehrsamkeit ausgenommen) St. Germain an ihm ein, seinen geheimen Absichten vollkommen entsprechendes Mitglied fand.

Als ein Augenzeuge spricht ferner der Baron von Gleichen, Gesandter des Königs von Dänemark an verschiedenen Höfen, in seinen handschriftlichen Mémoires depuis 1760 — 1771 und erzählt von unserm Wundermanne:

„Als ich 1759 auf meiner Rückreise nach Paris kam, besuchte ich die Wittwe des Chevalier Lambert, die ich früher gekannt habe. Kaum war ich bey ihr, als

ein Mann ins Zimmer trat, von mittlerer Größe und starkem Körperbau. Er war wirklich mit ausgezeichneter Pracht gekleidet. Ganz ungenirt warf er Hut und Degen aufs Bett der Dame des Hauses, setzte sich auf einen Armsessel ans Camin, und unterbrach den, welcher eben sprach: Sie wissen nicht, was sie reden. Ich allein kann mit Sachkenntniß über diesen Gegenstand sprechen, denn ich habe ihn aus dem Grunde studiert und erschöpft, gleich der Tonkunst, die ich wieder aufgab, nachdem ich Alles darin leistete, was zu leisten möglich war. Ich fragte meinen Nachbar: wer der Mann sey? und erfuhr, es sey der famöse Marquis St. Germain, ein Mann im Besitz der seltensten Geheimniße, dem der König einige Zimmer in Chamfort eingeräumt habe, der in Versailles ganze Abende bey dem Könige und der Madame Pompadour zubringe, und den, wenn er nach Paris komme die ganze Welt aufsuche.

Auf den folgenden Tag wurde ich von Madame Lambert zum Mittagessen eingeladen, wo ich, wie sie mit sehr bedeutender Miene sagte, den Marquis St. Germain treffen würde, der im Vorbeygehen gesagt, einer ihrer Töchter den Hof machte. Wir kommen über Tische auf Gemählde zu sprechen, die ich in Italien gesehen hatte, und meine Bemerkungen fanden Gnade bey dem Herrn Marquis. Er sagte: „Ich bin mit Ihnen zufrieden, und Sie verdienen es, daß ich nach Tische Ihnen ein Dutzend Gemählde zeige, dergleichen Sie in Italien gewiß nirgends werden gesehen haben.“ Er hielt Wort, und in der That, die Stücke, welche er mir zeigte, trugen alle einen Charakter von Vortrefflichkeit und Sonderbarkeit an sich, wodurch sie ungleich merkwürdiger wurden, als viele Stücke vom ersten Rang. Auch zeigte er mir eine Menge von schönen Edelsteinen, und vorzüglich farbige Diamanten von vorzüglicher Größe und Vortrefflichkeit. Ich glaubte Schätze aus dem Feen-

reiche zu sehen. Unter ander fand sich darunter ein Opal von riesenhafter Größe und ein weißer Saphir, so groß wie ein Ey, dessen Glanz allen den andern Steinen, die ich ihm zur Vergleichung an die Seite legte, übertraf. Ich darf mich rühmen, in Kenntniß der Juwelen nicht unerfahren zu seyn, und kann versichern, daß das Auge keine Ursache fand, die Feinheit dieser Steine in Zweifel zu ziehen, um so mehr, da sie nicht gefaßt waren.

Ich blieb bis Mitternacht bey ihm, und verließ ihn als sein erklärter Anhänger. Während 6 Monathen blieb ich sein treuer und folgsamer Jünger, ohne etwas Anderes in seinem Umgange zu lernen, als die Manier und die Seltsamkeiten seines Charlatanism. Das Talent, die Neugierde aufzuregen, und die Leichtgläubigkeit der Zuhörer zu benutzen, besaß wohl nie Jemand in solchem Grade. Seine wunderbaren Erzählungen wußte er jedesmal der Empfänglichkeit des Zuhörers anzupassen, und nach Maßgabe derselben zu verbrämen; war es ein Schafskopf, dem er eine Begebenheit aus Carls V. Zeit erzählte, so erklärte er ohne Umschweif: er sey dabey zugegen gewesen; hatte er einen minder leichtgläubigen Menschen vor sich, so säumte er nicht die geringfügigsten Umstände, die Mienen und Geberden der Einredner, bis auf das Zimmer und den Platz eines Jeden, mit solchem Detail und so lebhaft auszumahlen, daß man in der That glauben mußte, einen Menschen zu hören, der bey dem Vorfalle zugegen war. Bisweilen, wenn er Franz I. oder Heinrich VI. sprechen ließ, spielte er den Zerstreuten, indem er sagte: der König wandte sich gegen mich .... aber schnell verschlukte er das mich, und vertauschte es, mit der Eile eines Menschen, der sich vergaß, gegen den Namen einer andern Person.

Von der Geschichte hatte er eine Menge kleiner Umstände genau inne, und wußte viele Begebenheiten und historische Vorgänge so natürlich zu schildern,

daß kein Augenzeuge ganz neuer Vorfälle diese mit solcher Lebhaftigkeit erzählen konnte, wie er Dinge erzählte, welche sich vor Jahrhunderten zugetragen hatten. „Die Pariser Schafköpfe," sagte er zu mir, „glauben ich sey fünfhundert Jahre alt, und ich bestärke sie in dieser Meinung, weil ich sehe, daß sie ihnen so viel Vergnügen macht; nicht, daß ich nicht wirklich viel älter sey, als man nach meinen Aussehen denken sollte. — Denn er wünschte, auch ich möchte mich bis zu einem gewissen Grad zum Narren halten lassen. Die Thorheit der Pariser blieb aber nicht dabey stehen, ihn einige hundert Jahre alt zu glauben; sie ging so weit, ihn zu einem Zeitgenossen des Heilands zu machen.

Es lebte in Paris ein Spaßvogel, der Mylord Gower hieß, weil er die Engländer vortrefflich nachzumachen verstand. Man hatte ihn während des siebenjährigen Kriegs als Spion bey der brittischen Armee gebraucht, und jetzt bedienten sich die Hofleute seiner zu allerley Nachäffungen und Mystificationen. Diesen Mylord Gower führten andere Spaßmacher unter dem Namen des Herrn von St. Germain ins Marais-Quartier von Paris, um die Neugier seiner Damen und Maulaffen zu befriedigen. Der falsche Abenteurer spielte seine Rolle Anfangs mit mäßiger Uebertreibung; als er aber sah, daß hier Alles eine bewundernde Aufnahme fand, stieg er von einem Jahrhundert zum andern bis zu Christus herauf, von dem er mit einer großen Vertraulichkeit, als wäre er sein Freund gewesen, sprach.

Diese ungeräumte, in Paris jedoch ziemlich ernst nacherzählte, Posse verschaffte dem Herrn v. St. Germain, den Ruf, eine Arzney zu besitzen, durch die man sich verjüngen und unsterblich werden könne; wovon dann hinwieder die närrische Erzählung von der alten Kammerfrau entstand, deren Herrschaft eine Flasche des Göttergetränks besaß. Die alte Kammer-

zofe entdeckte den Schatz, und nahm davon so viel Schlücke zu sich, daß sie zuletzt ganz jung, und wieder ein kleines Kind ward.

Ob nun gleich alle diese Mährchen, und noch andere, über das Alter des Herrn von St. Germain verbreitete Sagen bey vernünftigen Leuten weder Glauben noch Aufmerksamkeit verdienen, so ist dennoch wahr, daß die Zusammstellung dessen, was mir von glaubwürdigen Personen über die Ausdauer und beynahe unglaubliche Erhaltung seiner Gestalt, versichert ward, ans Wunderbare gränzt. Rameau sowohl als eine alte Verwandte eines französischen Bothschafters in Venedig bezeugten mir, sie hätten den Herrn von St. Germain ihm Jahre 1710 gekannt, wo er das Aussehen eines Mannes von 50 Jahren hatte. Im Jahr 1759 sah er einem Sechziger gleich; damals erneuerte Herr Morin, welcher nachher mein Gesandschafts-Secretär ward, und für dessen Wahrhaftigkeit ich gut stehe, seine früher im Jahr 1735, während einer Reise durch Holland, gemachte Bekanntschaft desselben in meinem Hause, und wunderte sich außerordentlich, ihn kaum um ein Jahr gealtert zu finden. Alle Personen, die ihn seither bis an seinen, wo ich nicht irre, zu Schleswig im Jahre 1780 erfolgten Tod sahen, und die ich den Anlaß hatte, über sein Aussehen und vermuthliches Alter zu befragen, antwortete mir, er sey ihnen als ein wohl erhaltener Sechziger vorgekommen."

Tassos Handschrift auf der Wiener Hofbibliothek.

Es ist bekannt, daß die kais. königl. Hofbibliothek in Wien unter ihren zahlreichen Schätzen auch Tassos eigenhändigen Codex seines Gedichtes: Geru-

salemme conquistata, besitzt; darum dürfte es zwiefach willkommen seyn, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Der große Dichter seufzte im St. Annen-Hospitale, dem Irrenhause von Ferrara, wohin des Herzogs Alphons II. Ausspruch ihn getrieben, als das „Befreyte Jerusalem“ öffentlich erschien. Nach sechs Jahren (1586) stieg der Unglückliche, durch die freundschaftlichen Bemühungen des Prinzen Gonzaga befreyt wieder ins Leben hinaus, aber mit tief gebeugter Seele, und erschöpfter Körperkraft. In solch jammervollem Zustand irrte der Sänger des befreyten Jerusalems in seinem Vaterlande unstät umher, und kam auf dieser kläglichen Wanderung unter andern nach Mantua, Bergamo und Neapel. Im Innersten mit Welt und Menschen entzweyt, war er es auch mit sich selbst und seinen eigenen poetischen Schöpfungen, dergestalt, daß er sich offen gegen den Werth derselben erklärte, und Veränderungen daran vornahm, die solchen bey einer zerrütteten Seelen- und Geistesverfassung nur eher verringern konnten. Am unzufriedensten war der Erbarmenswerthe mit seinem Gerusalemme liberata. Er hielt dieses ihn verewigende Heldengedicht in Ansehung der Einheit für mißlungen, und arbeitete es um, mit dem Titel: Gerusalemme conquistata (das eroberte Jerusalem). Das Resultat konnte nicht glücklich seyn, denn Einheit, und Gleichgewicht waren aus des Sängers eigenem Wesen gewichen. Die Umschmelzung ist daher leider mehr geeignet, den Ruhm des Dichters zu schmälern, als zu erhöhen.

Hören wir, wie sich der gelehrte Kunstrichter Bouterweck in seiner Geschichte der schönen Wissenschaften hierüber äußert:“ Die Umarbeitung unter dem Titel: Das eroberte Jerusalem, hat außer dem Dichter selbst fast keinen einzigen Freund gefunden. Es ist die Arbeit eines Hypochondristen, der aus

Mißmuth, und Kränklichkeit den Geschmack an seiner eigenen Begeisterung verlohren hatte. Mit kalter Beredsamkeit wollte er Fehler verbessern, die in die Vorzüge seines Gedichtes so eingewebt waren, daß er jene nicht aufheben konnte, ohne diese zu entstellen. Die Composition gewann durch diese critische Arbeit hier und da; aber Styl und Ausdruck verloren überall; und was abgeschnitten wurde, blieb unersetzt, so viel Zusätze auch der künstelnde Dichter seiner Erfindung anheftete. Das eroberte Jerusalem hat vier Gesänge mehr als das befreyete. Der schöne Rinald ist, um nicht mit seinem Namensverwandten beym Ariost verwechselt zu werden, umgetauft, er heißt Richard. Die Episode von Olynt und Sophron ist weggestrichen. Die Aufzählung aller übrigen Veränderungen, die das Ganze in der Anordnung und Ausführung erleiden mußte, würde hier zu speziell seyn."

Dieses Gerusalemme conquistata, von Tasso's eigener Hand geschrieben, ist im Besitz der Wiener Hofbibliothek, wo es mit gewohnter Hospitalität gezeigt, und von einem der vielen kenntnißreichen Aufseher mit Zuvorkommenheit besprochen wird. Das Manuscript beginnt erst mit der dreyßigsten Stanze des zweyten Gesanges. Auf der innern Seite des rothsammtnen Einbands ist von fremder Hand geschrieben: „Donato alla libraria di S. Apostoli dal Sigr. Scipione Palverino al Mese di Agosto 1623." Da der Dichter 1595 in eine gerechtere Welt hinüber schlummerte, so geht hervor, daß dieses Geschenk 28 Jahre darnach gemacht wurde. Das Manuscript, in klein Folio, ist auf Papier, und gehört unter die leserlichern jener Zeit. Höchst merkwürdig, besonders in psychologischer Hinsicht, erscheinen die vielen nachträglichen Verbesserungen, und Abänderungen, gleichfalls von Tassos Hand, welche nicht nur einzelne Wörter, sondern manchmahl ganze Verse betreffen. Auf welche Weise dieser kostbare Codex in

die k. k. Hofbibliothek gelangt ist, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; man vermuthet, es sey durch Metastasio geschehen. *)

Wer würde diese ehrwürdige Reliquie, und ihre theuren Schriftzüge wohl betrachten können, ohne, von innerster Wehmuth ergriffen, den Manen des unglücklichen geopferten Sängers eine Thräne zu weihen!

Wie Pharao mit den Seinigen im rothen Meere umgekommen.

Ueber diese Begebenheit ist zwar schon so Manches erforscht, und erzählt worden; doch wird immer höchst ansprechend, und beachtenswerth bleiben, was darüber ein persisches Geschichtsbuch unter dem Titel: Tavich Musawi (nähmlich Geschichte Moses) berichtet. Es wurde um das Jahr 1486 (christl. Zeitrechnung) von Moham. Moinoddin aus Herat im Original, herausgegeben, späterhin ins Englische, und darauf von dem gelehrten Dr. G. W. Lorsbach ins Deutsche übertragen. Es heißt darin:

Man erzählet, daß am Morgen des 9ten Moharram's als der Vortrab vom Heer der Sonne im Osten erschienen und das Gezelt des Lichts mit seinen goldenen Stricken an den Enden der Erde sichtbar geworden war, die Aegypter aus dem Schlafe erwacht, und, da sie keine Israeliten mehr fanden, von ihrer List überzeugt worden seyen. Der Verlust ihrer Kostbarkeiten (die sie denselben geliehen hatten) machte sie fast rasend, sie liefen zu Pharao's Pa-

*) Man möge diese Notiz auch mit Herrn von Leons sehr brauchbarer „Beschreibung der Hofbibliothek" vergleichen, die wir in diesem Augenblicke nicht bey Handen haben.

last und brachen in laute Klagen aus. Pharao befahl seiner Armee, sich sogleich zu versammeln, um die Entflohenen augenblicklich zu verfolgen: weil aber in der verflossenen Nacht in ganz Egyptenland so viele Jungfrauen und Haussitzerinnen umgekommen (in die Hölle gefahren) waren, so mußte er sein Vorhaben aufschieben. — Im Buche Arais wird die Summe der umgekommenen Jungfrauen zu 70,000 angegeben.

Am Morgen des 10ten Moharram's, des Unglücktages der Feinde (Gottes), rückte Pharao mit einem starken Heere aus, um die Israeliten schleunigst zu verfolgen. Haman führte den Vorderzug, der König selbst den Hinterzug. Man sagt die Anzahl aller Bewaffneten habe eine Million, und sieben hunderttausend Mann betragen. Sie folgten den Israeliten auf dem Fuße nach bis zum Meere.

Als sechs Stunden vom Tage verflossen waren, waren beyde Heere nahe beyeinander. Die Israeliten erblickten die Aegypter, schrien den Moses so an: „Prophet Gottes, wir sind vom Verderben erreicht! Was sollen wir wählen? das, was du vor uns gestellet, oder das, was du hinter uns herangeführt hast? Hinter uns sind blitzende Schwerter und vor uns die tiefe See. Schau her und sey uns gnädig; denn wir sind verloren." Moses antwortete: „Fürchtet nicht, Gott wachet und wird uns schützen. Der Schöpfer hat uns Hülfe und Sieg verheißen und seine Verheißungen sind wahrhaftig. Seyd nicht niedergeschlagen; denn bald erscheint die Freude. Gott schenkt die Erde, wem er will, von seinen Knechten, und Belohnung wird den Frommen zu Theil."

Als Moses am Ufer des Meeres angekommen war, sah er, daß die Wellen vom Winde sehr beweget wurden, und Josua, Nun's Sohn, fragte ihn: Was befiehlst du, Prophet Gottes? Er sprach: der Herr gebiethet uns in das Meer zu gehen. Alsbald

ritt Josua hinein und das Wasser ging seinem Reitthier noch nicht über die Hufen. Als die andern ihm folgen wollten, flehte Moses den Heiligen eifrig an und dieser sprach: Schlage das Meer mit deinem Stabe. Damals war das Meer schon ungemein tief und vollkommen 4 Parasanzen breit. Moses bekam Befehl, es im Namen des Allgütigen anzureden, dann werde es gehorchen. Da schlug er's zum zweyten Male mit dem Stabe und sprach: Mit Gottes Erlaubniß befehle ich dir, o Meer, dich zurückzuziehen. Sogleich theilte es sich und das Wasser auf jeder Seite ward einem hohen Berge gleich. (Man lieset in den Ueberlieferungen von Mohammed Folgendes: Er sagte (einst zu seinen Anhängern): Ich will euch das Gebet anzeigen, dessen sich der Sprecher mit Gott (d. i. Moses) bey'm rothen Meere bediente, und es dadurch so theilte, daß er mit seinem ganzen Volke hindurchgehen konnte. Es lautete also: Ehre sey dir, o Gott! auf dich vertrauen wir, dich bitten wir um Hülfe; ja, um Hülfe bitten wir dich! Nirgends ist Kraft und Macht zu finden, als bey Gott, dem Hohen, dem Großen!) — (Durch eben dieses Gebet erlangte Mohammed den Sieg in der Schlacht bey Bedr).

Als Moses dieses Gebet ausgesprochen hatte, schlug er das Meer mit dem Stabe und sogleich entstanden 12 Straßen; die Wasserquellen sprangen senkrecht in die Luft und standen da, wie so viele Schwibbogen. Und so, nachdem der Westwind der Barmherzigkeit eine Zeitlang gewehet und die Sonne der Gnade geschienen hatte, war der Meeresboden trocken und Dünste stiegen aus ihm auf. Von den 12 Stämmen ging nun ein jeder seine eigene Straße, und jeder ward besorgt und ängstlich, weil er den andern nicht sah. Diese Besorgniß hörte auch nicht eher auf, bis Moses den Höchsten deswegen anrief. Gott befahl ihm, den Stab wieder auszustrecken; er that es, und die Wasserberge, die vorher, nach Gottes

Geheiß, in der Luft schwebten, theilten sich wiederum und ein Stamm erblickte den andern. Moses blieb hinten, bis die Israeliten das Tiefste des Meeres erreicht hatten; dann folgte er ihnen, nach der Anweisung der Engel, Gabriel und Michael. Nach einem Marsch von 4 vollen astronomischen Stunden kamen die Israeliten aus dem furchtbaren Elemente heraus und langten wohlbehalten am sichern Ufer an.

Als Pharao am Ufer ankam und den Zustand des Meeres erblickte, zitterte er übermäßig und war höchlich bestürzt über die Gewalt des Allmächtigen und Allweisen, der solche Wunder durch Moses gethan hatte. Versunken in der See des Nachdenkens und ungewiß, was er thun solle, beschloß er bald nach Aegypten zurückzugehen, bald aber Moses zu verfolgen. Endlich fragte er den unwürdigen Haman um Rath, und dieser Verfluchte rieth ihm ernstlich die Verfolgung fortzusetzen, indem er sagte: Du hast dein Volk 400 Jahre lang beherrscht und bist zur größten Macht und göttlichen Hoheit gelangt. Es würde eine ewige Schande seyn, wenn, da Moses und die Israeliten durch ihre Zaubereien das Meer sicher durchwandert haben, du zurück gingst, und in deinem übrigen Leben mit Hohn und Schimpf bedeckt würdest. Glaube mir, nur aus Scheu vor dir stehet das Wasser so, deine Furchtbarkeit macht, daß die See zurückweicht. Zeige dich, laß uns schnell durchsetzen, und uns an den Israeliten rächen.

Pharao, getäuscht durch die verführerische Rede des stolzen Mannes und durch die Schmeicheleyen des verworfenen Sünders, verließ den Pfad des Rechts, und spornte sein Roß geschwind in das Meer. Als die hintersten Israeliten (so erzählt man) das Meer zurückgelegt hatten, kam Pharaos Vorderzug hinein. Moses besorgte, das Meer würde wieder in seinen vorigen Stand kommen, und die Aegypter am Fortrücken hindern: aber eine Offenbarung belehrte ihn,

daß das ganze, ungehorsame, und stolze Heer der Ungläubigen zur Vertilgung bestimmt sey. Pharao trieb (wie gesagt) sein Roß in's Meer, aber es stutzte, und sprang zurück; da kam der Engel Gabriel, einen großen, schwarzen Turban auf dem Haupte habend, auf seiner Stute zum Vorschein, und sprengte in's Meer. Pharaos Roß witterte dieselbe, und folgte ihr nach, und ihm folgte das ganze Heer. Die welche etwa zurückblieben, peitschte Michael, der hinter ihnen herzog, fort und ließ Niemand zurückkehren. Die vordersten Züge der Aegypter hatten das Ufer eben erreicht, da trat die Fluth ein, und, nach dem Willen des glorwürdigen, hohen Gottes, vereinigten sich die getheilten Wassermassen wieder, und alle hartnäckigen Empörer wurden vertilgt. Das Wasser, das sie bedecken sollte, bedeckte sie, denn Pharao, der vom rechten Weg abgewichen war, hatte auch sein Volk irregeführt.

Ankündigung eines Stiergefechtes in Madrid, vom 27. Jänner 1822.

Unter obigem Datum sollte zu Madrid ein Stiergefecht gehalten werden. Das betreffende Anschlagzettel ist so characteristisch, daß es wirklich der Mühe werth ist, es bekannter zu machen Es folgt hier wörtlich treu übersezt, mit der Bemerkung, daß in dieser Art Publicationen in der Regel kein großer Unterschied Statt findet, wenigstens der allgemeinen Form nach.

„Der König, den Gott erhalte, hat Sonntag den 27. Jänner im Jahr 1822, wenn das Wetter es erlaubt, zum zweyten Stiergefechte bestimmt. Der Herr oberste politische Chef von Madrid und dessen Provinz, Präsident des Raths dieser heldenmüthigen Stadt wird den Vorsitz dabey haben.

Den Anfang machen 6 starke Kampfstiere, die von einem glänzenden Haufen Fußvolk unter Aufsicht von Roque Miranda angeführt werden. Dann kommen 4 Reiter mit ihren Lanzen, reich gekleidet in englischer Tracht. Die grüßen den Magistrat und rüsten sich, einen berühmten Stier zu bekämpfen, der auf dem Platz entfesselt wird. Die Kämpfer thun, als wären sie Wanderer, die auf ihrem Wege von einem wilden Thier angefallen würden, gegen das sie sich zu vertheidigen suchen durch das Feuer und die Schnelligkeit ihrer Pferde und mit ihren Lanzen mit der Heiterkeit und Geisteskraft, die sie auszeichnet. Dieser Kampf dauert, so lange der Magistrat will — Ferner kämpfen 2 Stiere mit türkisch blauen Devisen aus der berühmten Zucht des D. Juan A. F. Chirato, aus der Gegend von Colmenar viego, welche von Christ. Ortiz und Juan Marcheno gestochen werden, von dem Fußhaufen unter Aufsicht des Roque Miranda werden sie bekämpft. Das wird mit dem Muth und der Gewandtheit geschehen, die Miranda bey den frühern Kämpfen in dieser Stadt gezeigt hat. Dann werden 8 starke Stiere aus Don Antonio Gutierrez Heerde, ausgewählte, auf diesem Platz noch nie gesehene Thier losgelassen, damit sich die gewandten muthigen Liebhaber an dem Kampf unterhalten. Auf die Stiere die Tücher zu werfen, steht ihnen frey; nur Greisen und Knaben ist dieses bey Strafe von 50 Ducaten untersagt. Nach dem Stiergefecht gibt der berühmte Feuerwerker Don Ramor Zamora ein herrliches Feuerwerk.

Auf Befehl der Regierung benachrichtigt man das Publicum, daß Niemand einen Stock, Knittel oder sonstige Waffen tragen darf, damit Thier und Menschen nicht belästigt werden. Wer sich an den Schwanz eines Thieres hängt, bezahlt 20 Ducaten Strafe. Verbothen ist auch, daß Jemand mit Pfählen eintrete, Stücke von Orangen, Melonen, Steine

oder anderes Störende in den Platz werfe. Die Kämpfer zahlen dieselbe Strafe. Eben so wird verordnet, daß Niemand in den Platz herab komme, bis der letzte Stier besiegt ist; noch darf ausser den Kämpfern Jemand innerhalb der Schranken seyn, unter besagter Strafe. Das Gefecht beginnt spätestens um 3 Uhr Abend."

Ob doch auch die bloß den Stiergefechten bestimmte Zeitschrift, eine Art Chronik, zu Stande gekommen, die vor ein Paar Jahren angekündigt worden? Es wurde damals in mehreren Blättern davon erzählt, und als Redacteur eine erlauchte Person genannt.

Verordnungen für die Fischhändler.

Bevor man zu Erzielung der Wohlfeilheit oder wenigstens zur Hintanhaltung der Theuerung auf das jetzt allein seligmachende Princip der Concurrenz verfallen war, hatte man sich verschiedener, mit unter höchst seltsamer Maßregeln bedient, um jenen Zweck zu erreichen. Zum Beyspiel durften hier und da die zum Verkauf einmal in die Stadt gebrachten Artikel nicht unverkauft wieder weggeführet werden, wie solches in Betreff des Lebensmittel die Maximilianische Marktordnung der Stadt Wien vorschreibt, wobey jedoch der Bürgermeister Ausnahme gestatten durfte. Es half aber nicht viel, weil die Landleute pfiffig genug waren, nur so viele Victualien nach der Stadt zu bringen, als sie, abzusetzen, berechnen konnten. Dadurch machten sie den alten Preis bestehen; ja sie veranlaßten selbst das Steigen desselben dadurch, daß sie oft noch weniger Waaren zu Markte brachten, als nöthig gewesen wären, die Aspiranten zu befriedigen, weßwegen denn jene Marktordnung wieder aufgehoben wurde.

Energischer, und durchgreifender war die Maßregel, mit welcher die Wiener Stadtordnung des Herzogs Albert II. vom Jahre 1340. gegen die unverschämten Preise, und die noch immer nicht ganz in Abnahme gekommene Impertinenz der Fischhändler vorging. In dieser Stadtsordnung lautet es wie folgt:

„Wand die vischer, des füchouffens allermaist pflegent vnd man sie dev nicht wol gepezzern mag, durch ihr geozzen vestlchleichen, daß dahin vischer, der grumevische vail hat, dahainen mantel, noch huet noch gugel, noch anders iht auf dem haupt habe. Sunder soll erster mit plozzem haupt, an dem maecht, die weil er vische vail hat, sune vnd regen, sumer vnd winter, darumb daß sie ab dem maecht dester bazeilen vnd swelichen visch er aines maechtages vail hat, der zivelfphenning, oder twer wert ist, und dem nicht verchauft, dem soller den zagel abslahen. Swelich vischer dev nicht entnet der soll dem richter geben sechtzig phening." *)

Wie geschmeidig würden sich unsre heutigen Fischhändler gebehrden, oder sich wohl gar das übliche „Herr von" bey ihrer Titulatur verbitten, falls ähnliche Pönfälle bestünden, wenn übrigens bey der jetzigen Urbanität, mit der gegen derley Zünfte verfahren wird, daran zu denken wäre. Aehnliches gegen das Fischhändlervolk kommt auch in dem Lehnbriefe der Stadt Eschwege vom Jahr 1553 vor, nähmlich: „auch daß sie ein Recht haben, wer auf dem Markte zu Eschewege Fische feil habe, und sich bey die Fische setze, der habe die Fische verlohren, und die Fische gebühren ihnen, es were dann, daß ein Frow schwanger gienge, daß wir ihnen auch also leihen" — Und ist solcher Lehnbrief abgedruckt in Lederhofes kleinen Schriften, Band V. Seite 289.

---

*) Rauch rerum Austriac. script. Vol. III. p. 56.

Aehnliche Statuten gegen die Fischhändler bestanden übrigens schon in den ältesten Zeiten. Im alten Athen durften die Fische auf dem Markte nicht mit frischem Wasser versehen werden, wornach die Fischverkäufer gezwungen waren, billige Preise zu machen, weil sie Gefahr liefen, daß die Fische umkämen. Aristonicus ging noch weiter. Nicht nur daß die Fischhändler bey dem öffentlichen Verkauf ihrer Waare stehen mußten, befahl er sogar, daß sie auf eine möglichst schonende aber doch immer peinliche Weise hängen sollten.

Aus all diese Verfahren mag man ersehen, daß die Fischhändler schon von jeher sich eines schnöden Betragens und frecher Preise schuldig gemacht; und daß sie noch immer nicht aufgehört, das Publicum durch Grobheiten zu beleidigen, und durch Uibertheuerung zu brandschatzen, zeigen tägliche Beyspiele zur Genüge. Insonderheit hat Verf. zu P...h und O..n häufige Veranlassung gehabt, sich über diese Gilde zu ärgern.

Ein eigenhändiges Schreiben Carl des Großen an seine Gemahlinn Fastrada.

Es war lange Zeit eine berühmte Frage, ob Carl der Große habe schreiben können? Nach mancherley Mißverständnißen *) kam man endlich so ziemlich über das „Ja" der Beantwortung überein. Denn wenn die Kunde der Schrift in dem rohen und barbarischen Zeitalter dieses großen Mannes etwas ausserordentlich Seltnes war, und Carln in seiner Jugend nichts weiter gelehrt wurde als Reiten, Jagen und kriegerische

*) Weiteres findet sich in Hegewisch Regierungsgeschichte Carl des Großen S. 167.

Künste, so ist es auf der andern Seite doch erwiesen, daß er im reiferen Alter sich selbst bildete, und unter Andern die Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache eigen machte. Was insonderheit seine Kunde des Schreibens betrifft, so hat Jenisch in seiner gekrönten Preisschrift: „Theorie der Lebensbeschreibung ꝛc.“ sie im Allgemeinen gründlich genug nachgewiesen, und im Anhang mit nachstehendem, auch an sich höchst merkwürdigen Briefe Carls beurkundet, welcher aus Bouquets Recueil des hist. d. Gaules (V. 623) entlehnt ist.

„Ad Fastradam Reginam conjugem de Victoria Avarica etc. Karolus, gratia Dei Rex Francorum et Longobardorum, ac Patricius Romanorum, dilectae nobis et valde amabili conjugi nostrae Fastradae Reginae.“

Salutem amabilem tibi in Domino per hos apices mittere studuimus, et per te dulcissimis filiabus nostris, vel ceteris fidelibus nostris tecum manentibus. Scientem enim te facimus, quia gratias Deo sani et salvi sumus. Missus quidem delecti filii nostri Pipini, nomine ille, nobis nuntiavit de ejus sanitate ac domni Apostolici vel de salvatione confinium nostrorum illis partibus positorum: vnde valde laetificati exstitimus. Et insuper retulit nobis, qualiter illae sacrae quos prius de italia jussimus pergere partibus Avariae, in illa confinia residendum, pervenerunt infra fines ipsarum X Kalendas Septembris, et inierunt pugnam cum eis: et dedit eis Deus omnipontes pro sua misericordia victoriam: et multitudinem de ipsis Avaris interfecerent, in tantum vt dicunt, quod in multis diebus major strages de avaris facta non fuit. Et exspoliauerunt ipsum vallum, et sederunt ibidem ipsa nocte, vel in crastina vsque hora diei tertia. Et acceptis spoliis reversi

sunt in pace, et sentum quinquaginta de ipsis Avaris vivos comprehenderunt, vt nostra fiat jussio, qualtiter exende agere debeant. Fideles Dei ac nostri qui hoc egerunt fuerunt ille Episcopus, ille Dux et ille Comes. Ille Dux de Histria, vt dictum est nobis ibidem bene fecit cum suis hominibus. Vassi vero nostrie fuerunt illi. Nos autem, Domino adjuvante, tribus diebus Litaniam Fecimus id est Nonis Septembris, quod fuit Lunis die, incipientes, et Martis et Mercoris, Dei misericordiam deprecantes, vt nobis pacem et sanitatem et prosperum iter tribuere dignetur, et vt in sua misericordia et pietate nobis degutor et consiliator existat. Et a vino et carne ardinaverunt sacerdotes nostri, qui propter infirmitatem aut senectudinem aut juventudinem abstinere poterant, vt abstinuisent: et qui redimere voluiset, quod vinum licentiam habuiset, bibendi ipsis tribus diebus, ditiores et potentiores homines in vnaqua die solidum vnum dedissent: eleemosynam vero vnusquisque secundum propriam atque bonam voluntatem vel juxta possibilatem fecisset. Sic consideraverunt sacerdotis nostri, et nos omnes ita aptificavimus. Unde volumus, vt tu cum illis et illis vel caeteris fidelibus nostris considerare debeas, qualiter ipsae Litaniae ibidem facta fiant. Tu autem juxta quod tua infirmitas permittet, in tuo comittimus arbitrio. Et mirum nobis fuit, quia vester Missus nec epistola, postquam de Ragenisburgo ad nos non venit. Unde volumus, ut saepius nobis de tua sanitate, vel de aliut quot placuerit, significare debeas: Iterumque te salutamus multum in Domino.

Das Verhältniß der Frau v. Staël und Rocca's.

Die Notice sur le caractére et les ecrits de Madame de Staël etc. par Madame Necker de Saussure zeichnet sich eben sowohl durch das hohe Interesse des Gegenstandes, als durch den ergreifenden Reiz der Darstellung aus. Die talentvolle Verfasserin entwickelt darin eine Fülle von Empfindungen, von neuen Ansichten, von scharfsinnigen Beobachtungen und den ganzen Zauber einer schönen Seele. Das frische Leben und die echt weibliche Zartheit ihrer Sprache reißen den Leser unwiderstehlich dahin. Eine der anziehendsten Partieen dieses Werkes ist jene, wo sie den Ursprung von Rocca's Verhältniß zu Frau von Staël, seine Entwicklung, die Verbindung dieser beyden merkwürdigen Personen, und ihre endliche Trennung durch die unerbittlichen Parzen, schildert. Aus diesen Stellen, welche so viele rührende Züge enthalten, seyen nachstehende mitgetheilt:

Ein junger Mann von guter Abkunft erweckte lebhafte Theilnahme in Genf, da man viel von seiner glänzenden Tapferkeit erzählte, und seine Jugend gegen seinen wankenden Gang, seine Blässe und seinen schwächlichen Zustand auffallend abstach. Die Wunden, die er in Spanien erhalten, hatten ihn dem Tode nahe gebracht, und er war krank und siech geblieben. Ein Paar mitleidige Worte, die Frau von Staël zu dem Unglücklichen sprach, machten eine wunderbare Wirkung auf ihn. Es war etwas so Himmlisches in ihrer Sprache, daß einst Frau von Tessé sagte: „Wenn ich Königinn wäre, so würde ich Frau von Staël befehlen: immer mit mir zu sprechen.' Jene hinreißende Musik weckte neues Leben in dem jungen Manne; sein Kopf und Herz entflammten sich, er überließ sich unbegrenzten Wünschen, und machte die größten Entwürfe. „Ich werde sie so lieben." — sprach er gleich Anfangs zu einem seiner Freunde —

„daß sie mich endlich heirathen wird. Allerdings eine sonderbare Aeußerung, die aus verschiedenen Beweggründen hervorgehen konnte; aber seine Begeisterung, seine beharrliche Ergebenheit zwingen zu ehrenvoller Auslegung.

Die Umstände begünstigten so hohe Ansprüche. Frau von Staël war sehr unglücklich und des Unglücks müde, ihre Seele voll Schwungkraft wollte sich aufrichten und wünschte eine Hoffnung. Als nun in dem Augenblicke, wo ihre Gefangenschaft immer enger wurde, und finstere Wolken von allen Seiten über ihrem Haupte zusammen zogen, ein neuer Tag ihr zu leuchten begann, erwachte das Glück in ihrem öden Herzen wie aus seiner Asche, und der Traum ihres ganzen Lebens, Liebe in der Ehe, schien noch erfüllt werden zu können. Man weiß, was eine solche Verbindung in ihren Augen war. Jene scherzenden Worte, die man von ihr angeführt hat: „Ich werde meine Tochter zwingen, nach Neigung zu heirathen!" — diese Worte enthielten eine ernstliche Meinung. Nie war der Gedanke, selbst ein Band der Art zu knüpfen, ihr ganz fremd geworden. Wenn sie von der Zuflucht sprach, die sie einst in England zu finden hoffte, sagte sie zuweilen: „Ich bedarf der Zärtlichkeit, des Glückes und einer Stütze, und finde ich dort einen edlen Character, so werde ich meine Freyheit opfern." Der edle Character fand sich plötzlich in ihrer Nähe. Sie hätte freylich eine angemessenere Wahl treffen können; aber es ist ja eben der Nachtheil der Heirathen aus Neigung, daß man nicht wählt. —

Die neue Verbindung war jedoch ihr Glück. Sie hatte die hohe Seele des Herrn Rocca erkannt. Eine grenzenlose Zärtlichkeit, eine beharrliche Bewunderung, ritterliche Gesinnungen, und was Frau von Staël immer gefiel: eine von Natur dichterische Sprache, Einbildungskraft, selbst Talent — wie seine Schriften beweisen — die Gabe des freundlichen Scherzes, ein

kunstlos und überraschend sich entfaltender Geist, der ihren Geist weckte, und dem Leben Mannigfaltigkeit gab: das war es, was sie bey ihm fand. Es wäre freylich besser gewesen, wenn sie ihre Verbindung erklärt hätte; aber eine gewisse Furchtsamkeit, die sie bey allem Muthe, und die Anhänglichkeit an einen Namen, den sie berühmt gemacht hatte, hielten sie zurück; und nachher both sie ihren ganzen Verstand auf, um den Schwierigkeiten ihrer Lage gewachsen zu seyn. Muß es gesagt werden: es wäre klüger erschienen, wenn sie sich nicht in diese Lage versetzt hätte? Muß es gesagt werden, daß Frau von Staël nicht in jedem Verhältniße ein Beyspiel seyn kann? Sie selbst würde dieß eingestanden haben; sie hat es ihren Kindern gesagt, und deutet es auch in ihren Schriften an. — Doch man vergißt bey ihr die Bedingungen unseres Wesens, vergißt: daß die menschliche Gesellschaft auf mittelmäßige Fähigkeiten gegründet ist, daher denn ausserordentliche Geistesgaben mit den Einrichtungen des Lebens einen Mißklang machen.

Die glückliche Unvorsichtigkeit, die ihr eigen war, wurde ihr während der Dauer dieser Verbindung sehr wohlthätig. Als sie sich den schmerzlichsten Besorgnissen über Rocca's Gesundheitszustand überlassen hatte, glaubte sie sehr bald, daß sein Leben nicht in Gefahr schwebe, und seine Leiden nur zufällig seyen. Es blieb ihr von ihrer Unruhe nichts zurück, als eine stete, und bey einer so lebhaften Frau gewiß merkwürdige Aufmerksamkeit für Alles, was zu seiner Erhaltung nothwendig war. Ihr großer Geist war ganz dem Gedanken gewidmet: ihm nüzlich zu seyn. Aber wer vermochte zu sagen, was sie in den bedenklichen Augenblicken seiner Krankheit litt! In Pisa wo er dem Tode nahe war, verglich sie sich selbst mit dem Marschall Ney, der zu jener Zeit in jedem Augenblicke sein Urtheil erwartete. Mit einem Talente begabt, das sie gegen keinen Schmerz schützte, und das durch

jeden Schmerz nur höheren Schwung erhielt, sagte sie späterhin, sie wolle ein Buch schreiben über das Thema: „Es gibt nur ein einziges Unglück im Leben: den Verlust eines geliebten Gegenstandes.“ Dieß Unglück aber ward dem beklagenswerthen Rocca: dieses bedrohte Leben, dieses schwache Rohr, das auf einen Augenblick einem, dem Anschein nach so kräftigen Leben zur Stütze diente, war doch minder zerbrechlich, als sie selbst. Nicht lange aber hat er sie überlebt. Schmerz und Gleichgültigkeit für sein Daseyn entschieden bald sein Schiksal. Er starb unter dem schönen Himmel der Provence in den Armen seines Bruders.

Klägliches Schicksal grosser Gelehrten und Dichter.

Sagte eine französische Dame von dem eben so eruditen als linkischen Bentley: er wisse wohl recht gut in zwanzig Sprachen zu sagen, wie ein Sessel heiße, ohne zu verstehen, wie man sich darauf setze, so kann man gewiß von vielen neuern Bentleyanern sagen, daß, wenn sie das Wörtlein „Suppe“ auch in 20 Sprachen zu nennen wissen, sie gleichwohl nicht im Stande seyen, sich einen Teller voll zu verschaffen, ohne sich zu der Pforte irgend eines hospitalen Kapuzinerklosters zu verfügen. Genug, ich selbst habe die Ehre und die Betrübniß, nicht eben aus der nächsten Umgebung, solche Wisser und Könner mit Leibnitzischen und Sonnenbergischen Köpfen, dabey streng moralischen Werthes, voll Fleiß und practischer Tugend, zu kennen, welche auf ein Mittagsmahl oder auf ein Paar Schuhsohlen anstehen. Von diesen Minervischen Blut- und Schweißzeugen aber will ich, wie gesagt, weislich schweigen, dafür jedoch einige

Belege aus den drey vergangenen Zeiten anführen, wie sie mir, ohne Rücksicht auf chronologische Ordnung, gerade beyfallen.

Homer, angenommen, daß es einen gab, bettelte vor den (riegellosen) Thüren um Brotkrumen; Plautus dreht Töpfe, um sich Inhalt für den seinigen zu verschaffen; Xilander, um so glücklich zu seyn, eine Portion Suppe zu erhaschen, giebt seine classischen Anmerkungen zu Dion dafür hin, einsehend, daß es doch besser sey, nicht zu verhungern, als classische Anmerkungen zu Dion zu besitzen; Camoens verreckt im Spital wie ein Kaffer. In den kläglichsten Umständen, Bettelhelden, waren Castel Vetro (Commentator des Aristoteles), Cornelius Agrippa der Necromantiker, Bodin, welcher Montesquieu's Geist der Gesetze die Bahn gebrochen; Tasso einst eine Woche lang von einem geborgten Thaler lebend, wird vom Schicksal geohrfeigt, wohin er die Wange richtet; Paul Borghese, wiewohl fünfzehn Handwerke, worunter das des Poeten, verstehend, entschlief im Herrn eines gar sanften Hungertodes; dem Cervantes erging es puncto oeconomiae nicht besser als seinem Helden; Milton, verbannt, ist ohne Stütze; Buttler sucht auch seine Aetzung vor den Thüren. Duchesne der Historiker, Baudoin, sogar Mitglied der Akademie, Vaugelas der Linguist, Du Ryer, tragischer Dichter und trefflicher Uibersezer des Coran, nagten am Hungertuch; Dryden verdingt sich wie Seume bey einem Buchdrucker der aber kein Göschen ist; Otwey war ein Bettler, und einst so hungrig, daß er ein zugeworfenes Stück Brot mit einer Hast verschlang, die ihm auf der Stelle den Tod brachte; Johnson lebte wie er starb, im Elend, nicht anders Goldsmith, als Gassenflötist Europa durchstreifend und als Selbstmörder endend. Rousseau schreibt musikalische Noten ab, weil man seine philosophischen Noten nicht versteht. Gellert bekommt für ein Paar

sehr gute Bände ein Paar sehr gute Groschen; Bürger, wiewohl äußerst bürgerlich dichtend, bleibt ein armer Teufel, was gar selten bürgerlich ist; Sonnenberg wird vergessen; ein anderes Genie, Schiller, stirbt arm, damit seine Witwe von der des einen Nachdruckers hundert schwere Ducaten annehme, und erst nach diesem von einem andern Nachdrucker zehn mahl hundert leichte Gulden nicht annehme, während dessen Göthe, sehr natürlich, nicht arm sterben wird.

Solchergestalt erging es denen, an deren Namen wir nie ohne Bewunderung denken; erging es Leuten, mit deren Werken die Nationen sich brüsten, ohne zugleich in Scham zu versinken. Ich habe aus dem ungeheuern, überfluthenden Topf, in dem die Namen solcher Märtyrer beysammen liegen, nur einen winzigen Spitzfingergriff gemacht. Es ist hier nicht Raum genug. In meiner pragmatischen Geschichte des Buchhandels wird ein ziemlich vollständiger Catalog von derley luminösen Leuten zu finden seyn.

In das Biographische dieser gefeyerten Namenträger will ich weiter nicht eingehen, also auch nicht nachweisen, in wie ferne mancher sein trübselig Loos vielleicht auch verdient haben möge. Es würden sich dabey wohl eben so überraschende Aufschlüsse ergeben, als wenn man über den (pecuniären nämlich, nicht über den geistigen) Wohlstand manches andern Schriftstellers Untersuchungen anstellte. Aber eine einzige Glosse will ich mir erlauben. Muß es, wenn man die Verkümmerung jener großen Männer betrachtet, nicht parador erscheinen, zu sehen, wie auf der einen Seite alles Erdenkliche zur Vervollkommnung der Bildungsanstalten aufgebothen wurde, um die Leute zum Studiren aufzumuntern, während auf der andern Seite diese aus- und überstudirten Creaturen darben mußten? Wozu diese veredelten, kunstreich ausgebildeten und gesteigerten Kräfte, wenn es an lohnenden Wirkungskreisen gebricht? Wozu diese Hyperpopulation

von Gelehrten und Künstlern? Europa hatte noch vor kurzer Zeit eine Menge hoher Schulen, und kein einziges niederes Haus, wo diejenigen, welche aus ihnen hervorgegangen, vor dem Bettelstabe gerettet worden wären. Europa besitzt kein einziges Gymnasium, wo eine kleine heimliche Thüre in ein daneben unmittelbar angebautes Gelehrten-Versorgungshaus führte.

Merkwürdige Vision Königs Karl XI. von Schweden.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1676 hatte der Schwedenkönig Karl XI. eine Vision, über die er das hier folgende Document selbst ausstellte. Es kam dieses um das Jahr 1760 öffentlich in Umlauf; der königliche Bibliothekar C. C. Gyonewell erhob jedoch gegen die Statthaftigkeit der Erzählung mancherley historische Zweifel. Wie dem auch seyn möge, so sey sie, ohne daß wir dem Urtheil unserer Leser vorgreifen wollen, hier buchstäblich treu mitgetheilt:

„Ich Karl der Eilfte, heute König in Schweden, war die Nacht zwischen dem 16. und 17. Dezember 1676 mehr als gewöhnlich von meiner melancholischen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb 12 Uhr, da ich von ungefähr meine Augen auf das Fenster warf und gewahr ward, daß ein starker Schein im Reichssale leuchtete. Ich sagte da zu dem Reichsdrost Bielke, der bey mir im Zimmer war: was ist das für ein Schein im Reichssaal? Ich glaube, da ist Feuer los. Er antwortete mir: o nein Ew. Majestät, es ist der Schein des Mondes, der gegen das Fenster glittert. Ich war da vergnügt mit diesen Antworten, und wandte mich gegen die Wand,

um einiger Ruhe zu genießen, aber ich war unbeschreiblich ängstlich in mir, wandte mich wieder nach vorne hin, und ward des Scheins wieder gewahr. Ich sagte da wieder: hier muß es nimmer richtig zustehen. Ja, sagte der große, und geliebte Reichsdrost Bielke, es ist nichts anderes, als der Mond. In demselben Augenblick kam der Reichsrath Bielke ein, um sich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da diesen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichssaal gewahr geworden? Er antwortete da nach dem Stillschweigen einer kleinen Weile: nein, Gott sey Lob! das ist nichts; es ist allein der Mondenschein, der verursacht, daß es aussieht, als wäre im Reichssaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber, indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich gerade wie gewahr, daß es aussah, als wären Menschen da gewesen. Ich stand dann auf und warf meinen Schlafrock um, und ging an das Fenster und öffnete es, wo ich gewahr ward, daß es da ganz voll mit Lichtern war. Da sagte ich; gute Herren, hier geht es nicht richtig zu. Ihr verlasset euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, sich vor nichts in der Welt fürchten muß; so will ich nun dahin gehen, um zu erforschen, was es seyn kann. Ich bestellte da bey den Anwesenden, herunter zu gehen zum Wachtmeister, um ihn zu bitten, mit den Schlüsseln herauf zu kommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge mit dem Mann zu dem geschlossenen, heimlichen Gang, der über meinem Zimmer war, zur Rechten von Gustav Erichsons Schlafzimmer. Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeister, die Thüre zu öffnen, aber aus Bangigkeit bat er um die Gnade, ihn damit zu verschonen. Ich bat darauf den Reichsdrost, aber auch er weigerte sich dessen. Ich bat darauf den Reichsrath Oxenstierna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuschließen; aber er antwortete: Ich habe

einmal geschworen, Leib und Blut für Ew. Majestät zu wagen, aber nie diese Thür aufzuschließen. Nun begann ich selbst bestürzt zu werden, aber faßte Muth, nahm selbst die Schlüssel und schloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und sogar den Fußboden überall schwarz bekleidet fanden. Ich nebst meiner ganzen Gesellschaft waren sehr zitterig. Wir gingen da zur Reichs-saal-Thüre. Ich befahl dem Wachtmeister wieder die Thüre zu öffnen; aber er bat mich um Gnade, ihn damit zu verschonen; ich bat da die Anderen von der Gesellschaft, aber sie baten sich Alle die Gnade aus, es nicht zu thun. Ich nahm da selbst die Schlüssel und öffnete die Thüre, und als ich einen Fuß hineinsetzte, zog ich ihn aus Bestürzung hastig zurück. Ich stutzte so ein wenig, aber dann sagte ich: gute Herren, wollt Ihr mir folgen, so werden wir sehen, wie es sich hier verhält; vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten Alle mit bebenden Worten: Ja."

„Wir gingen da hinein. Allzusammen wurden wir eines großen Tisches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben; Alle hatten große Bücher vor sich, unter ihnen ein junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite saß ein langer, schöner Herr von ungefähr 70 Jahren. Es war besonders, daß der junge König mehrmals den Kopf schüttelte, da alle diese würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher schlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg und ward stracks neben dem Tische Richtblock bei Richtblock und Henker gewahr, Alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, so, daß das Blut längs dem Fußboden fortzuströmen anfing. Gott soll mein Zeuge seyn, daß mir mehr als bange war; ich sah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf sie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche

enthauptet wurden, waren meistentheils junge Edelleute. Ich warf meine Augen davon weg, und ward hinter dem Tische in der Ecke eines Throns gewahr, der fast umgestürzt war, und daneben einen Mann, der aussah, als sollte er Reichsvorsteher seyn; er war ungefähr 40 Jahr alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog und laut rief: Welche ist des Herrn Stimme, die ich hören soll? Gott, wann soll dieß geschehen? Es wurde mir nicht geantwortet. Ich rief wieder: o Gott, wann soll dieß geschehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge König schüttelte mehrmals den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher schlugen. Ich rief wieder, stärker denn zuvor: o Gott, wann soll dieß geschehen? so sey denn, großer Gott, so gnädig, und sage, wie man sich dann verhalten soll. Da antwortete mir der junge König: nicht soll dieß geschehen in deiner Zeit, sondern in der Zeit des sechsten Regenten nach dir, und er wird seyn von eben dem Alter und Gestalt, wie du mich hier siehest; und der, welcher hier steht, offenbaret, daß sein Vormund aussehen wird, wie dieser, und der Thron wird grade in des Vormunds letzten Jahren an seinem Fall seyn durch einige junge Edelleute: aber der Vormund, der unter seiner Regierung den jungen Herrn verfolgt, wird sich da seiner Sache annehmen, und sie werden den Thron stärker befestigen: daß nie zuvor ein so großer König in Schweden gewesen und nie nachher kommen wird, als dieser werden wird, und daß das Schwedische Volk in seiner Zeit glücklich werden wird: und er wird ein seltenes Alter erreichen; er wird sein Reich ohne Schulden und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlassen. Aber ehe er sich auf dem Throne befestigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, daß nie desgleichen im Schwedischen Lande gewesen und auch nimmer werden wird. Gieb du ihm, als König im Schwedenlande, deine guten

Vermahnungen. — Und als er dieß gesagt, verschwand Alles, und allein wir mit unsern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erstaunen, wie Jedermann sich vorstellen kann, und als wir in das schwarze Zimmer kamen, war es auch weg und Alles in seiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich setzte ich mich, diese folgenden Vermahnungen zu schreiben in Briefen, so gut ich konnte. (Die Vermahnungen liegen versiegelt, werden von König zu König erbrochen, gelesen und versiegelt.) Und alles dieses ist wahr. Dieß bekräftige ich mit meinem leiblichen Eide, so wahr mir Gott helfen soll!"

Karl der Eilfte,
heute König in Schweden.

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir Alles gesehen, wie Se. Königl. Majestät es aufgezeichnet hat, und bekräftigen es mit unserem leiblichen Eide, so wahr uns Gott helfen soll.

Karl Bielke, Reichsdrost. U. W. Bielke, Reichsrath. A. Oxenstierna, Reichsrath.

Peter Granslén,
Vice-Wachtmeister.

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Zweyte Reihe.

Der große Maimonides.

Vielleicht hat keine Nation so vollgültige Ursache auf einen Gelehrten aus ihrem Schoße stolz zu seyn, als die der Juden auf den Maimonides (gebor. 1139 gest. 1205). Dieser ausserordentliche Mann war und bleibt gleich hochberühmt als Philosoph, als Arzt,

Linguist, Archäolog, Theolog und Critiker. Ein unvergängliches Denkmahl seines durchdringenden Scharfsinnes soll sein Versuch seyn, die Lehren des alten Testaments mit Vernunftgründen zu verbinden. Diese Schrift hat den Titel: Mareh Nerahim (Wegweiser der Verwirrten). Maimonides hat sie arabisch entworfen; eine lateinische Uebersetzung besitzt man von dem fleißigen Burtorf. Seine zahlreichen biblischen, anderweitigen theologischen, medicinischen und übrigen größeren Werke, seine Briefe und Tractate, von denen die meisten classisch sind, machen, daß die Juden ihn nach dem Moses für das größte Genie halten. Von den Weisesten, Besten und Gelehrtesten dieser kraftvollen und geistreichen Nation hört man den Maimonides den wahrhaften Meister nennen, den Ruhm des Morgenlandes, wohl auch den großen Adler. Und gleichwohl hat der nähmliche Maimonides, wie es scheint, kein öffentliches Denkmahl. Dieser Umstand ist vielleicht edel und groß zu deuten; aber auch an einer würdigen Biographie mangelt es.

Schnitzer.

Denis hat in seinen höchst wohlschmeckenden Lesefrüchten unter dem Titel: Schnitzer, mehrere solcher Versehen aufgeführt. Schade, daß er nicht auch den anmerkt, dessen Gegenstand ein Werk von ihm selbst ist, nähmlich seine Bücherkunde.

Er befindet sich in den Nov. lettere di Firenze 1718. S. 283, wo sich ein nicht unberühmter florentinischer Critiker also heraus läßt: Si sa dal testimonio di Dionisio Bücherhunde. Er nahm folglich Denis für den Tauf-, das andere Wort für den Zunamen des Verfassers, und travestirte noch dazu die Kunde in Hunde. Dieß ist wohl ein wenig arg, und nicht so verzeihlich, als tausend andere kleine Fehlgriffe, die oft nur von Uibereilung herrühren. —

Pejachevich.

Gabriel Pejachevich, bis 1745 Erzbischof von Colocsa, setzte Alles daran, um in dieser seiner Residenzstadt die raizische Sprache zu verdrängen, und die ungarische ganz herrschend zu machen. Er bediente sich dazu eines energischen Mittels. Jeder Colocsaer nähmlich, der ein raizisches Wort hören ließ, mußte entweder 12 fl. Strafe bezahlen, oder 12 Prügel aushalten.

Maibom als griechischer Sänger.

Der gelehrte Max Meibom hat sich unter andern auch durch die Herausgabe der alten Schriftsteller über die Musik verdient gemacht. Das Werk, welches keinem literarischen Musikfreund unbekannt seyn sollte, ist betitelt: Antiquae musicae scriptores septem, graece et lat. (2 Vol. Amst. Wetstein. 4°. jetzt 80 — 100 fl. in Werth). Meibom dedicirte es der Königinn Christine von Schweden. An den Hof dieser gelehrten Fürstinn berufen, erhielt er von ihr den Auftrag, musicalische Instrumente, so wie er sie beschrieben, anfertigen zu lassen. Darauf veranstaltete die Königinn ein Concert nach antiker Weise, wobey Meibom griechisch singen und der Professor Naudäus griechisch tanzen sollte. Als es zur Ausführung dieser originellen Idee kam, und Meibom zu singen begann, entstand plötzlich ein sardonisches Gelächter. Meibom, dem es galt, da er mit dem Gesang nicht recht fort konnte, sprang in seiner Reizbarkeit auf, versetzte dem Leibarzt und Liebling der Königinn, Bourdelot, eine derbe Ohrfeige, verließ wüthend den Saal, und gleich darauf Stockholm. Der Auftritt hatte weiter keine üblen Folgen für Meibom, da Christina zu discret war, es ihm, als die Urheberinn, fühlen zu lassen.

Lipsius als Convertit.

Der größte Virtuose unter den Convertiten ist wohl der berühmte Justus Lipsius. Dieser Gelehrte änderte viermal die Religion. Geboren (1547) und erzogen war er in der römisch-catholischen. Während seines Aufenthaltes in Jena war er mit Leib und Seele Lutheraner. Seine Rückkehr ins Vaterland, die Niederlande, war auch die zum Catholicismus. Als er bald darauf Professor in Leyden ward, ging er zum Calvinismus über. Hierauf begab er sich wegen religiösen Anständen wieder in den Schoß der römischen Kirche. Er kam also dahin zurück, von wo er ausgegangen. Bemerkenswerth ist, daß dieser in kirchlicher Hinsicht so inconsequente Lipsius eine Schrift über die Beständigkeit herausgab. Sie ist von Werth und betitelt: De constantia libri tres. Noch mag hier das ausserordentliche Gedächtniß dieses Mannes angeführt werden. Er konnte z. B. wie der Freyherr von Hormayr den ganzen Tacitus von Wort zu Wort auswendig. Lipsius war seines Memoriums so sicher, daß er sich erboth, einen Mann mit entblößtem Schwert neben sich stehen zu lassen, der ihm alsogleich den Kopf abhauen möge, wenn er bey dem Recitiren des Tacitus auch nur ein einziges Wort fehle.

Clavigo.

Da der dramatische Dichter aus einer historischen Person macht, was er will, so wird es wohl Niemanden einfallen z. B. den Don Carlos sich à la Schiller vorzustellen, besonders seit uns Llorrente in seiner Histoire de l'inquisition aus Quellen die erbärmliche Natur dieses Prinzen enthüllt hat. Eben so wenig kann man den Clavigo so nehmen, wie ihn Göthe gegeben hat; am wenigsten die Catastrophe, in der Clavigo bey dem Leichenzug erstochen wird, denn er

war zu dieser Zeit frisch und gesund, ja er lebte noch im Jahre 1806. (Sonderbar genug von einem dramatischen Dichter: 1tens eine noch lebende Person zu seinem Helden zu erkiesen; 2tens diese Person umkommen zu lassen — doch — Göthe fecit!). Erst in diesem Jahre starb er zu Madrit als Vicedirector des naturhistorischen Cabinettes und Director des Theaters de los Sitios. Die Geschichte mit der Schwester des Beaumarchais, sofern er sie sitzen ließ, ist wohl factisch; auch mit der ausgezeichneten literarischen Cathegorie Clavigo's hat es seine Richtigkeit, und zwar in hohem Grade. Wie es bey Göthe vorkömmt, gab er ein Journal unter dem Titel: Der Denker (el Pensador) heraus. Auch redigirte er gegen 20 Jahre den Mercurio historico y politico de Madrid, Beydes mit Glück und Beyfall. Dann hat er Buffon's Naturgeschichte ins Spanische übersetzt. Clavigo war ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit; er hatte ein edles Gemüth und stand in hohem Ansehen. Er verlor jedoch dieses und seine Aemter durch die famöse Affaire mit der Beaumarchais. Aber so geht es den Gelehrten, wenn sie sich zu tief auf Weibereyen einlassen. Traurige Betrachtung! Männer wie Clavigo sollten noch etwas Edleres kennen, als derley Liebeshändel.

C o m e n i u s.

Mit Recht können die Mährer wohl auf ihren Landsmann Comenius stolz seyn. Seine Verdienste um das Schulwesen und die Erleichterung des Sprachunterrichts sind unsterblich. In mehr als 12 Sprachen wurde sein practisches Werk: Janua linguarum reserata übersetzt, darunter in das Persische, Türkische, Arabische, ja selbst in das Mongolische. Was würde man nicht noch Alles von diesem fleißigen Gelehrten besitzen, hätte er nicht bey der durch die Spanier im

Jahr 1618 verübten Einäscherung von Fulnek, wo er damals Prediger war, seine zahlreichen Manuscripte eingebüßt. Er ging nach Lissa in Pohlen, wo er, nach geraumer Abwesenheit, wieder um seine Handschriften und Bücher kam, als die Stadt von dem kaiserlichen Heer verbrannt wurde. Ungeachtet dessen beträgt die Anzahl seiner Werke, wie Adelung angibt, 92. Der Ruf des Comenius war so groß, daß man ihn allenthalben hin begehrte. Er erhielt Einladungen nach England, begab sich aber nach Schweden, wo Oxenstierna ihn mit Auszeichnung behandelte. In Amsterdam war es, wo er 1672 starb. Er war geboren in dem Dorfe Comna in Mähren, und nahm davon seinen Namen an.

Fürstenblut für Ochsenblut.

Diese Worte aus dem Munde einer Frau, machten einst den Terroristen Alba erbleichen. Der Fall war dieser. Die Gräfin Catharina von Schwarzburg hatte sich von Carl V., als dieser im Jahr 1547 durch Thüringen zog, einen Sauvegardebrief ausgewirkt. Dessen ungeachtet erlaubten sich die spanischen Soldaten, den Unterthanen das Vieh wegzutreiben. Sie erhielt davon Nachricht, eben als der Herzog Alba im Schloß zu Rudolstadt bey ihr das Frühstück einnahm. Sie machte Vorstellungen gegen diesen Exzeß, ward aber ausgelacht, und mit der Entschuldigung abgewiesen, daß sich solche Fälle nicht verhindern ließen. „Das wollen wir doch sehen" rief die Gräfin entrüstet, „meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bey Gott" (setzte sie drohend hinzu) „Fürstenblut für Ochsenblut." In diesem Augenblick füllten den Saal Bewaffnete, die sie schon früher dazu beordert hatte, und bothen sich, das Schwert in der Hand, sehr höflich zur Bedienung beym Frühstück an. Alles dieß, vornehmlich

aber die entschlossenen und treffenden Worte der wackeren Frau, machte auf den eiskalten Kriegsknecht Alba einen solchen Eindruck, daß er auf der Stelle schriftlich den Befehl an seine Soldaten ergehen ließ, das Geraubte zurückzugeben.

Gliedertaxirung.

Es müßte wunderlich klingen, wenn man die Invaliden, nach Maßgabe ihrer eingebüßten Glieder taxiren, und z. B. so und so viele Gulden auf den Verlust eines Armes oder Auges setzen wollte. Wirklich aber gab es vor nicht langer Zeit einen solchen Tariff, und zwar bey den Generalstaaten. Als nämlich im Jahre 1781 die Rede von dem gegen Großbrittannien zu beginnenden Kriege war, machten die Holländer ganz im Geist der echten Kaufleute, die da annehmen, daß für Geld Alles zu haben sey, nachstehenden Prämientariff für die Marinesoldaten bekannt. Sie erbothen sich zu zahlen: für den Verlust beyder Augen 1500 fl., des einen 350 fl., beyder Arme 1500 fl., des rechten 450 fl., des linken 350 fl., beyder Hände 1200 fl., der rechten 350 fl., der linken 300 fl., beyder Beine 700 fl., eines Beines 350 fl. Für beyde Füße erbothen sie sich 450 fl., und für einen Fuß nur 200 fl. Man sieht, daß vom Kopf dabey keine Rede ist.

Mailand im 13. Jahrhundert.

Das 13. Jahrhundert ist es, wo Mailand in der stattlichsten Blüthe stand. Damals zählte es, wie Le Bret in seiner Geschichte von Italien anführt, 13,000 Häuser, 6000 Brunnen, 60 Plätze, 1000 Schenken, 150 Gasthäuser, 3000 Mühlen, an die 200,000 Einwohner, worunter 40,000 streitbare Leute, 200 Richter und Rechtsgelehrte, 400 Advokaten, die Endurtheile besorgten, 600 kaiserliche Notare zur

Ausfertigung der Documente, ferner 200 Aerzte, 80 Schullehrer. Die Zahl der graduirten Philosophen wird auf 180 angegeben, woraus hervor geht, daß 150 Bücherabschreiber hinwieder verhältnißmäßig nicht viel sind. (Die Büchercopisten waren damals wohl keine Philosophen wie jetzt, wo auch Philosophen Bücherabschreiber sind). Mönche und Nonnen zählte die ganze Herrschaft an 10,000, Kirchen über 13000, und 3000 besondere Altäre, meist der Madonna geweiht.

Luther gegen den Nachdruck.

Daß die Nachdruckerey so alt ist, als das Buchdrucken selbst, ist bekannt. Man weiß auch, daß Luther vielfältig gegen das Nachdrucken geeifert hat. Hier stehe, was dieser Mann über denselben Gegenstand in seiner Auslegung der Episteln und Evangelien (1525) sagt. Es ist dieses: „Was soll das seyn, meine lieb. Druckerherrn, daß Einer dem Andern so öffentlich raubt und stiehlt das Seine, und unter einander euch verderbet? Seyd ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden? oder meint ihr, daß Gott euch segnen und ernähren wird durch solche böse Tücke und Stücke? — Nun wäre der Schaden dennoch zu leiden, wenn sie doch meine Bücher nicht so falsch und schändlich zurichteten. Nun aber drucken sie dieselbigen, und eilen also, daß, wenn sie zu mir wieder kommen, ich meine eigene Bücher nicht kenne. Da ist etwas außen, da ist versetzt, verfälscht, da nicht corrigirt, haben auch die Kunst gelernt, daß sie Wittenberg oben auf etliche Bücher drucken, die zu Wittenberg nie gemacht, noch gewesen sind, das sind ja Bubenstücke, den gemeinen Mann zu betrügen, weil von Gottes Gnaden wir im Geschrey sind, daß wir mit allem Fleiß und kein unnützes Buch auslassen, so viel uns möglich ist. Also treibet sie der Geitz und

Neid unter unserm Namen die Leute zu betrügen, und die unseren zu verderben. Es ist ja ein ungleich Ding, daß wir Arbeit und Kosten sollen darauf wenden, und andere sollen den Gewinnst und wir den Schaden haben. Derohalben seyd gewarnt, meine lieben Drucker, die ihr so stehlet und raubet. Denn ihr wißt, was St. Paulus sagt zu den Thessalonichern 1. Epistel am 4. Cap.: „Niemand vervortheile seinen Nächsten im Handel, denn Gott ist Rächer über das Alles.“ Dieser Spruch wird auch euch einmahl treffen, auch so werdet ihr solcher Räuberey nichts reicher, wie Salomo spricht: „Im Hause des Gottlosen ist eitel verschließen, aber des Gerechten Haus wird gesegnet.“ Und Esaias: „Der du raubest, was giltst, du wirst wieder beraubet werden.“

Kircher als Entzifferer.

Der Jesuit Athanasius Kircher, bekannt durch seine zahlreichen Schriften, und verdient um Mathematik und Physik, strebte stets dem Sonderbaren und schwer Ergründlichen nach. Mehrmals geschah es, daß man ihn dabey in Versuchung führte. Einst legte man ihm ein Stück chinesisches Papier zur Entzifferung vor. Kircher zerbrach sich fruchtlos den Kopf, bis ein Freund ihm endlich das Geheimniß enthüllte. Es waren nähmlich verkehrt geschriebene lombardische Charactere. Ein anderes Mahl wurde Kirchern ein sehr altes Stück Papier, das man in einem alten Schloß gefunden hatte, zur Erklärung eingesendet. Niemand hatte es bisher entziffern können. Kircher aber, schon gewitzigt, hatte das Räthsel sogleich weg. Er hielt das Papier gegen den Spiegel, und siehe, Jedermann konnte es lesen, da es gleichfalls von der linken zur rechten Hand gehaltene Charactere enthielt.

Seltsames Commando.

Bey der Schlacht von Almanza fand das Eigene statt, daß die englischen Truppen von einem französischen, und die französischen von einem englischen General commandirt wurden. Diese Bataille wurde von dem Marschall Berwick gewonnen, welcher ein Seitenkind König Jacobs war.

Gräfinn Königsmark.

Wenn man bey dem weiblichen Geschlechte die Wissenschaften billigen kann, so gebührt der Gräfinn Königsmark, bekanntlich ein Liebling Augusts II., eine ausgezeichnete Würdigung. Schon im 18. Jahre war sie im Sprechen und Schreiben nebst der schwedischen, der deutschen, französischen, italienischen und englischen Sprache vollkommen mächtig. Nebstbey las sie die römischen Classiker. Französisch und italienisch dichtete sie mit Glück, so daß Voltaire von ihren Poesien sagte, man könne meinen, sie sey zu Versailles erzogen. Seltenes Talent besaß sie für die schönen Künste. Sie componirte für die Laute eben so vortrefflich als sie dieses Instrument spielte. Sie war eine der besten Sängerinnen, und mahlte mit großer Vollkommenheit, wie die in Quedlinburg noch vorhandenen Stücke bezeugen. Mit all diesen Eigenschaften verband sie Geist, Witz, und jene geselligen Vorzüge, die im Gefolge der Schönheit und Jugend unwiderstehlich sind.

Reiche Kaufleute, Unterstützer von Potentaten.

Der Fugger in Augsburg unermeßlicher Reichthum, und was ihr Hochsinn für den geldentblößten Max gethan, ist in Jedermanns Andenken. — Weni-

ger bekannt mag der beyspiellose Wohlstand des Handelsmanns J. Coeur in Frankreich, und die Großmuth seyn, mit der er Carl VII. unterstützte. In alle Welttheile dehnten seine Geschäfte sich aus, sie waren bedeutender als die aller französischen und italienischen Kaufleute zusammen. Coeur war es, der dem Könige im Jahr 1448 die Eroberung der Normandie möglich machte, indem er 400,000 Goldgulden dazu herschoß, und den Unterhalt von 4 Armeen bestritt. — Eben so denkwürdig ist der ungeheure Reichthum des Handelshauses Chek in Bengalen, welches in der Mitte des 17. Jahrhunderts blühte. Diese Kaufleute besaßen über 500 Millionen, und 800 Schiffe, die stets beschäftigt waren, Asiens und Africas Producte gegen einander umzusetzen. Das Geschenk, welches sie ihrem Monarchen, als er bey ihnen speisete, verehrten, übersteigt noch weit den Werth des Schuldbriefes, welchen die großmüthigen Fugger, als die Gläubiger, ihrem erstaunten Gaste, dem Kaiser Max darbrachten. Es war der Armsessel, auf dem der Fürst saß, mit Goldsäcken gefüllt, gestickt mit Edelsteinen, 32 Millionen im Werthe. —

Verwahrung.

Daß man es auch im 17. Jahrhunderte in Italien mit religiösen Dingen noch bis zur Subtilität genau nahm, ist bekannt. Der berühmte Tieraboschi bewahrt in seiner Geschichte der italienischen Literatur ein characteristisches Beyspiel davon auf. Ein Schauspieldichter in Florenz wollte seine Opern gegen theologische Mißdeutungen verwahren. Er glaubte, am Sichersten zu gehen, wenn er seinen Arbeiten ein für allemal folgende Protestation voraus schicke: „Die Wörter: Schicksal, Gottheit, Verhängniß, und ähnliche, die in diesem Drama vorkommen, sind nur als poetische Scherze anzusehen, denn der Verfasser

glaubt fest und fortwährend an Alles, was die heilige Kirche zu glauben gebiethet." — Der vorsichtige Mann blieb mit allen inquisitorischen Zumuthungen verschont, und soll, wie eine italienische Zeitung meldet, sogar belohnt worden seyn. In neuester Zeit geht es freylich nicht mehr so strenge zu.

Ministre empoisonneur.

Voyages d'Ali Bey el Abassi en Afrique et en Asie pendant les années 1803—7, 3 Vol. Paris 1814, ist eines der interessantesten Bücher (Verdeutscht Weimar 1815). In dem 2. Bande (S. 312) kommt ein Datum vor, welches man wenigstens äusserst picant nennen muß. Der Sultan Sheriff von Meegne soll nähmlich einen eigenen Ministre empoisonneur haben. Dieser ist nach des Verf. Angabe ein junger Mann von sehr feinen Sitten. Sein Amt besteht darin, anstößige Personen zu vergiften. Man macht gar kein Geheimniß aus dieser philanthropischen Würde und Procedur. Auch dem Ali-Bey war die Sache bekannt. Er versah sich daher mit einem guten Brechmittel. Dieser Ali-Bey ist übrigens ein Pseudonymus. Der wahre Verfasser, ist ohne Zweifel der Spanier D. Domingo Bahia, welcher von Carl IV. zu einer Entdeckungsreise nach Africa bestellt worden. Ungeachtet dessen ist das Buch dem König Ludwig XVIII. gewidmet; die Dedication ist mit B. unterfertigt. Der Beysatz el Abassi (der Abasside) hat bloß ein größeres Gewicht zum Zweck. Bewanderte Leser werden überhaupt durch die mancherley Anachronismen nicht beirrt werden.

Journalistenumtriebe.

Unter den entehrenden Kunstgriffen, deren sich die Journalisten nur allzu oft bedienen, ist der, durch

welchen der Eigenthümer der englischen Zeitung the morning Post, das Blatt seines Rivalen, betitelt the Telegraph im Jahr 1796 um den Credit brachte, erwähnenswerth. Jener ließ von Ramsgate aus ein Packet an die Redaction des Telegraphen abgehen, welches mehrere gedruckte französische Zeitungsblätter, und unter diesen eines enthielt, in welchem die Friedenspräliminarien des Kaisers Franz und der französischen Republik umständlich vorkamen. Alles war so schlau behandelt, daß es dem Telegraphen nicht einfallen konnte, an der Aechtheit dieser Blätter zu zweifeln. Gleichwohl waren sie sämmtlich fingirt. Der Telegraph druckte die Nachrichten auf der Stelle ab, und die Folge davon war, daß er seine getäuschten Abonnenten verlor. Er klagte, da sein Gegner sich verrieth, auf einen Ersatz von 1000 Pfund Sterling; es wurden ihm aber nur 100 zugestanden.

Fiaker.

Nicolaus Sauvage, ein Franzose, ist der Erfinder der Miethkutschen. Er wohnte zu Paris in der Straße St. Antoine in einem Hause, das den Schild: zum heiligen Fiacre hatte. Dieser Fiacre war im 7. Jahrhundert König von Schottland. Von diesem Hausschilde erhielten die Miethwagen ihre Benennung, und der heilige Fiacre ist seitdem ihr und ihrer Führer Schutzpatron. Das Jahr der Erfindung ist 1650. — Die Kutschen (Wägen mit hängenden Kästen) sind eine Erfindung der Ungarn, einer Nation, welche von jeher auch in dem Gebiethe der Erfindungen und Entdeckungen, eine überaus dankeswerthe und ehrenvolle Rolle gespielt hat. Ueber die Verdienste der edlen ungarischen Nation in diesem Felde kann man sich näher unterrichten im Archiv für Ungarn von dem unermüdlichen Herrn v. Csaplovics 1ter Band, nach diesem im Wiener-Conservationsblatt 1821 rc. Die

Benennung: Kutsche stammt wohl auch unmittelbar aus dem Ungarischen, wo diese Kótsi heißt.

Maupertuis.

Kürzlich wurde in Paris eine neue Schrift: Project d'une ville latine angekündigt. Dieser Titel erinnert daran, daß bereits Maupertuis während seines Aufenthalts am Hofe Friedrichs des Großen ein solches Project gefaßt hatte. Voltaire spottete darüber, so wie über einige andere Vorschläge dieses excentrischen Kopfes. Maupertuis hatte nähmlich auch projectirt, das Daseyn Gottes durch eine abgebraische Formel nachzuweisen; zur Ergründung des Wesens der Seele das Gehirn von Riesen zu zergliedern; ein Loch bis zum Mittelpunct der Erde zu graben. Wenn diese seltsamen Zumuthungen vor dem Richterstuhl des gesunden Verstandes keinen Beyfall finden konnten, so erhielt ihn dagegen eine andere, die darin bestand, daß nicht geheilte Patienten nicht verbunden seyn sollten, die Aerzte zu bezahlen. — Noch möge bey diesem Anlaß folgende diesen Gelehrten betreffende Anecdote hier stehen. Maupertuis, stets um den König, hatte sich aus Neugierde verleiten lassen, der Schlacht von Molwitz zuzusehen. Wie es heißt, geschah das von einem Baume aus. Die Oestreichischen Husaren nahmen ihn gefangen, und plünderten ihn aus. Als er hierauf nach Wien kam, empfing ihn der Kaiser mit vieler Achtung. Maupertuis erzählte dem Monarchen, daß ihm vorzüglich um die von Graham verfertigte Uhr leid sey, welche ihm bey seinen astronomischen Beobachtungen so gute Dienste geleistet habe. Der Kaiser überreichte ihm darauf eine ihm selbst gehörige Uhr desselben Meisters, die obendrein reich mit Diamanten besetzt war, mit dem Worten: „Die Husaren haben sich blos einen Spaß

machen wollen; sie haben mir die Uhr gebracht; hier ist sie, nehmen Sie sie zurück."

Spielhäuser in Paris.

Die Uebersicht der öffentlichen Spielhäuser in Paris und ihrer jährlichen Geschäfte (in des 4. Bandes 4. Heft der Bibliotheque historique 1819), setzt in Erstaunen. Es sind in Paris 7 Tische Trente et un, 9 Roullette, 1 Passe dix, 1 Craps, 1 Creps, 1 Biribi. Besoldet werden an diesen 20 Tischen (von denen 13 bloß im Palais royal) für Trente et un 28 Tailleurs, jeder monatlich mit 550 Franken; 28 Croupiers, jeder mit 380 Franken; 42 I. B. (??) mit 200 Franken; auf die 9 Roulettes und 1 Passe dix kommen 80 Tailleurs, jeder zu 275 Fr. (auch monatlich); dann 60 I. B. zu 150 Fr.; für Craps, Biribi und Creps 12 Tailleurs zu 300 Fr.; 12 Inspectoren zu 150 Fr.; 10 Stellvertreter zu 100 Fr.; 6 Parthey häupter (chefs de partie) in den großen Sälen zu 700 Fr. (per Monat), 3 derley für die Roulettes zu 500 Fr.; 20 geheime Inspectoren zu 200 Fr.; dann ein Generalinspector zu 1000 Fr.; 130 Aufwärter zu 75 Frank; — für Carten sind bestimmt 1500 Fr. monatlich; für Erfrischungen und Bier 3000 Fr.; Beleuchtung 5500 Fr.; Refrescaden für den großen Salon 12,000 Fr.; Sonach beträgt die monatliche Ausgabe 22,000 Fr. Rechnet man nun die Jahrsmiethe der Häuser pr. 130,000 Fr. und die Büreaukosten pr. 50,000 Fr., so ergiebt sich ein Jahresbetrag von 1 Million 551,480 Fr. — Dem Aerario werden als Pacht 6 Millionen, und ist der Pacht auf 6 Jahre, noch 1 Million als Trinkgeld (pot de vin) bezahlt. Die ganze Ausgabe des Pachtes beträgt folglich 7 Millionen und 713,156 Fr. Was hat aber der Pächter monatlich für eine Einnahme? Antwort: 800,000 Fr.; also jährlich 9 Mil-

tionen und 600,000 Fr.; demnach bleibt ihm jährlich der ganz artige Gewinn von 1 Million 881,854 Fr.; und bey Verlauf der Pachtzeit von 6 Jahren 11 Millionen 201,124 Fr. —

Was treffend irgend ein franz. Poet über die Spielhäuser singt, stehe hier:

Caverne à l'avarice ouverte
Où l'on court le danger certain
D'être ruiné par la perte,
Ou déshonoré par le gain!

Die eiserne Jungfrau.

Schade, daß Meißners Idee, in der frühern Literatur Nach- und Aehrenlesen zu halten, zum Theil ausgeführt in seiner Quartalschrift: Für ältere Literatur und neuere Lecture, keine Nachahmer findet! Viel Wichtiges und Interessantes würde dann wieder auf einige Zeit der Vergessenheit entrissen. Indeß wird hier und da Manches, besonders in Journalen hervorgezogen. So gibt uns der ehrwürdige Veteran Göckingk in der Abendzeitung über die sogenannte eiserne Jungfrau ein bemerkenswerthes Datum, welches ihm im 10. Bande der Hist. des empires et des republ. des Abbé Gryon (Paris 1741) aufgestossen, aus dem hervorgeht, daß schon die alten Griechen eine solche Maschine besessen hatten. Es wird erzählt, daß der Tyrann Nabis, während seiner 14 jährigen gewaltthätigen Herrschaft über die Lacedämonier sich einer solch eiserne Dame als Foltermaschine bedient habe. „Mit einer seiner Torturen,“ heißt es, verband Nabis zugleich Spott und Scherz in einer Folter, die nur er zu erfinden fähig war. Er ließ eine Figur verfertigen, die seiner Gemahlinn, Apega, vollkommen ähnlich war. Diese stellte er in seinem Audienzsaale auf. Wenn er einige Bürger vorfordern ließ, um Geld von ihnen zu erpressen, so machte er den Anfang da-

mit, ihnen die dringende Verlegenheit des Staats vorzustellen, um sie dadurch zu veranlassen, sich von selbst zu Beyträgen zu erbiethen. Dann zeigte er ihnen die Figur seiner Gemahlin — die mit ausgebreiteten Armen da stand — und sagte: Apega! bitte sie inständig, sich des allgemeinen Wohls anzunehmen. — Wenn sie dann noch widerstanden, so mußten sie sich der Figur nähern, und ihr Gesicht wurde gegen ihrem Busen gedrückt, der mit spitzen, eisernen, unter ihren Kleide verborgenen Stacheln besetzt war. Dann schloß die nachgemachte Apega, vermittelst einiger Springfedern, ihre Arme, und drückte das Gesicht des Bürgers so lange gegen die Stacheln, bis er mündlich oder schriftlich versprochen hatte, Alles herzugeben.

Aussichten zu einem completen Livius.

Noch immer besitzen wir von dem 140 oder 142 Büchern des Livius nur die ersten 10 und das 21. bis 45ste. Manche Spuren haben sich von der Existenz der übrigen Bücher gezeigt, aber noch immer hat es nicht gelingen wollen, die an sich höchst kunstvolle Ergänzung eines Freinsheim entbehrlich zu machen. Mehrmahls bereits war die Rede von einer in Marokko befindlichen Uibersetzung des completten Livius in arabischer Sprache. Manches ist versucht worden, jene abgängigen Bücher eines so wichtigen Classikers zu acquiriren; doch immer fruchtlos. Ludwig XIV. z. B. sagte einem griechischen Handelsmann, der ihm einen vollständigen, aus einer Feuersbrunst geretteten Livius zuzuwenden versprach, die nahmhafte Summe von 50,000 Thalern zu. Doch der Kaufmann, es ist unbekannt warum, hielt nicht Wort. Ludwig dadurch nicht abgeschreckt, beauftragte sofort seinen

Gesanden Ferriol in Constantinopel, sich um den completten Livius zu bewerben, und dem Custos einer dortigen Bibliothek hundert tausend Thaler dafür zu bieten. Allein auch dieser glänzende Anbot blieb fruchtlos. Eben so erging es dem Großherzog von Florenz, der um dieselbe Zeit 5000 Piaster bot. Auch ein König von Neapel soll bedeutende Summen erfolglos aufgewendet haben, durch einen gewissen Abbate eine angeblich in Marokko vorhandene arabische Uibersetzung des vollständigen Livius an sich zu bringen. Die neuesten, und gegründeten Aussichten eröffnet uns die Unterhandlung, in welcher seit einiger Zeit der geistreiche, und gelehrte Dr. Heastely in London, mit einem literarischen Freunde in Constantinopel steht. Dr. Heastely gab vor einigen Monaten in einem Briefe Nachricht von seinen Hoffnungen und erzählt, daß das Geschäft sich dem Abschluß nähere. Daß irgend eine alte Büchersammlung der griechischen Kaiser in Constantinopel ein vollständiges Exemplar dieses Classikers verschließe, ist allerdings höchst wahrscheinlich, und wird durch die früheren Spuren gewissermaßen bestätigt. Wie merkwürdig, wenn hier ein schlichter Privatmann mit einem mäßigen Betrage glücklicher wäre, als früher Monarchen mit an sich ungeheuren Summen! Möchte doch die Muse der Geschichte diese edlen Bemühungen wohlwollend beschirmen, auf daß die jetzt obwaltenden Gährungen nicht störend, oder wohl gar vernichtend auf sie einwirken, und so fort die Nachwelt Heastelys Nahmen dankbar neben dem eines Majo und Aucher nennen könne!

Schicksale der Diderot = d'Alembertschen Encyclopädie.

(Nach dem Französischen des Peignot).

Die Herausgeber dieses unermeßlichen Werkes, erfuhren schon bey dem Beginn der Drucklegung Hindernisse, und zwar von sehr gegründeter Art. Kaum waren die ersten zwey Bände erschienen, als wegen der darin entdeckten kühnen Sätze über die Regierung, und sehr gewagten Meinungen über Religion, der Druck durch einen Rathschluß vom 7ten Februar 1752 ausgesetzt ward. Das Druckverboth gegen die folgenden Bände wurde erst gegen Ablauf des Jahres 1753 aufgehoben und es erschienen so fort fünf neue Bände; aber im Jahre 1757 fingen die Klagen aufs Neue an; ein Rathschluß vom 8. März 1759 widerrief das Privilegium, und legte Verboth auf die Fortsetzung des Druckes. Gleichwohl geschah es, daß man bis 1766 daran druckte, und heimlich Exemplare verbreitete. Die Geistlichkeit, von welcher das Werk im August 1765 rechtsgültig geächtet worden, brachte Klagen dagegen an, und die Regierung, nachdem sie sich das Verzeichniß der Subscribenten, welche Exemplare an sich gebracht, hatte geben lassen, sandte jenen einen königl. Befehl, sie dem Polizeylieutenant abzuliefern; die Buchhändler, Gründer und Mitarbeiter des Werkes wurden in die Bastille gesetzt. Alle diese Widerwärtigkeiten rührten von der geringen Behuthsamkeit her, womit die Herausgeber der Encyclopädie ihre Meinungen über zarte Gegenstände der Religion und Politik geäußert hatten. Dennoch duldete man in der Folge die Drucklegung der letzten Bände, was dem Schutze zu verdanken ist, welchen die Herrn von Choiseul, Malesherbes, und andere Große den Gründern, und Herausgebern dieser ungeheuren Unternehmung angedeihen ließen.

Wenn man, was den Ursprung und die Bildung der Encyclopädie betrifft, dem Herrn Luneaude Boisjermain in seinem famösen Proceß mit den Buchdruckern, und Buchhändlern derselben, glaubt, so sind es nicht die Herrn Diderot und d'Alembert, denen man die erste Idee einer französischen Encyclopädie schuldig ist. Schon seit mehreren Jahren kannte man Ephr. Chambers englische Encyclopädie; und ein mit der französischen Sprache vertrauter Engländer hatte sie ins Französische übertragen wollen. Die Sache kam so. Im Jahre 1743 unternahm John Mills, englischer Edelmann, diese Uibersetzung in Gemeinschaft mit Herren Seillius, einem eingebornen Danziger, und ehemahligen Professor zu Halle. Eines Buchdruckers benöthigend, wendeten sie sich an Lebreton, Buchdrucker und Buchhändler in Paris. Als Fremde waren sie mit den Förmlichkeiten, die man, um ein Werk zur Presse zu fördern, damahls überstehen mußte, nicht bekannt. Der Buchdrucker übernahm es, diesen Genüge zu leisten, und auf ihrer Aller Nahmen ein Privilegium nachzusuchen; aber er ließ es nur auf den seinigen ausfertigen. Mills, von diesem Betrug unterrichtet, beklagte sich darüber bitter, und mit solchem Lärm, daß Lebreton, in einer cessionsförmigen Verschreibung, erklärte, daß das Privilegium auf Chambers Wörterbuch, obgleich auf Lebretons Nahmen lautend, dennoch Herrn Mills als volles Eigenthum zugehöre. Allein diese Urkunde wurde bald ungültig durch Formalitätsgebrechen, von welchen Lebreton den Uibersetzer nicht unterrichtet hatte. In einer nachträglichen Uibereinkunft trat Mills an Lebreton einen Theil des Privilegiums ab. Dieser schlug seinem Gesellschafter vor, die Encyclopädie auf Subscription anzukündigen; Mills stimmte bey, aber in dieser Bekanntmachung unterließ Lebreton wieder die Beobachtung der vorgeschriebenen Formalitäten. Der Zulauf der Subscribenten war beträchtlich. Mills glaubte diese Unterstüt-

zung benutzen zu können, und verlangte von Lebreton eine Abschlagszahlung. Er erhielt von diesem nichts als eine von übler Behandlung begleitete Verweigerung. Dieß gab Anlaß zu einem Criminalproceß. Uiber den angeklagten Lebreton wurde ganz einfach verhängt, sich vor das Chatelet zu stellen. Mills appellirte gegen diesen Ausspruch an das Parlament, weil er ihn unzulänglich fand. Während dieser Zeit machte Lebreton sich das Formalitätsgebrechen zu Nutzen, um das erste Privilegium widerrufen zu machen, und erhielt ein anderes auf seinen Nahmen, unterm 21. Jänner 1746, für die Encyclopädie von Diderot und d'Alembert. Dadurch ward Mills eines Werkes beraubt, dessen Idee, Plan, Eingang, und erste Ausführung ihm angehörten, ohne einen andern Fehler, als den, gegen Verordnungen, die er nicht gekannt, gehandelt zu haben, und zu diesem von Lebreton, der ihn hätte leiten sollen, verführt worden zu seyn. Er war sofort genöthigt, nach England zurück zu kehren; und Sellius, sein Mitarbeiter, starb 1767 zu Charenton; er war närrisch geworden!

Die neuen Buchhändler, welche die Encyclopädie von Diderot und d'Alembert unternahmen, waren Briasson, Lebreton, David, und Durand. Gegen Briasson, und Lebreton ist es, daß Boisjermain wegen der Encyclopädie den so bekannten, und so langwierigen Proceß hatte; die Denkwürdigkeiten, welche er lieferte, waren willkommen, weil sie gelehrte Untersuchungen, und curiose Details über die Geschichte dieses voluminösen Werkes, die Handhabung der Druckerey, den Mechanismus dieser Kunst, und die Industrie der Buchdrucker enthalten. Der Verfasser behauptet, daß jeder Subscribent bey dem Subscriptionsbetrag von 737 Livres für die ersten 26 Bände der Encyclopädie, 154 Livres zu viel gezahlt habe, weil die Buchhändler die in ihrem Prospectus ausgesprochenen Verbindlichkeiten im Ganzen nicht erfüllt

hätten. Diese 154 Livres bloß mit der Zahl der Subscribenten multiplicirt, geben eine Summe von 1,984,052 Livres, welche die Buchhändler den Subscribenten zurückzuzahlen gehabt hätten. Nach Herrn Luneau haben die Druckkosten der 26 Bände in einer Auflage von 4250 Exemplaren 1,158,958 Livres, 3 Sous, 6 Deniers betragen, und den Buchhändlern, lediglich von Seite der Subscribenten, 3,789,352 Livres einbringen müssen. Aber Briasson und Lebreton, haben behauptet, daß Luneau sich in seiner Berechnung betrogen, und den Kostenbetrag stark verringert habe. Zum Beyspiel gibt er die Acquisition der Manuscripte und die Honorare der Herausgeber auf 150,000 Livres an, während sie 400,000 Livres übersteigen *); er übergeht mit Stillschweigen die Verluste und Banqueroutte, die zu 100,000 Livres angeschlagen werden können ꝛc. In die Details dieses seltsamen Prozesses gehen wir nicht weiter ein; wir sagen nur, daß nach zahlreichen Denkschriften, Repliken, und vielem Prozessiren, Luneau de Boisjermain unterlag; der Sieg blieb den Buchhändlern.

Die Papillote.

Wenn die Gräuel der venetianischen Inquisition, durch die so manches unschuldige Schlachtopfer fiel, das Herz des Menschenfreundes mit Abscheu und Entsetzen erfüllen, so genoß diese Republik auf der andern Seite den Ruhm einer außerordentlichen Thätigkeit in der Aufspürung und unbestechlichen Bestrafung

*) Es ist hier der Platz, anzumerken, daß Diderot welcher bey diesem Werk so unendlich viel gearbeitet, dafür nichts als eine lebenslängliche Rente von 1000 Livres gezogen hat.

wirklicher Verbrecher. Die Hinrichtung, welche im Jahre 1780 auf dem Marcusplatze Statt fand, ist ein sprechender Beweis von dieser Sorgfalt und Wirksamkeit.

Ein junges Frauenzimmer, durch Geistesbildung und äußeren Reiz gleich liebenswürdig, ward durch unselige Rücksichten der Convenienz die Gattinn eines sehr bejahrten Mannes. Trotz ihrer Bitten und Thränen mußte sie dem unabänderlichen Willen der Familie sich fügen, und sonach dem Umgang ihres Geliebten, eines feurigen Jünglings, entsagen. Einige Zeit gelang es Beyden, sich zu bezähmen. Doch die Gluth des italischen Himmels, und die lockern Grundsätze dieser jungen Leute, ließen sie bald die Pflicht der Moralität vergessen. Sie fanden leicht Mittel sich zu sehen, und ihren Umgang fortzusetzen. Allein die Wachsamkeit des eifersüchtigen Ehemanns trat bald störend dazwischen, und entflammte die Rachsucht des buhlerischen Paares.

Eines Tages machte die Frau ihren Verwandten kund, daß ihr Gatte im Begriffe sey, eine weite Reise zu unternehmen. Der anberaumte Tag erschien. Noch nie hatte man die junge Frau so betrübt, so niedergeschlagen gesehen. Die Entfernung ihres Mannes hatte ihr ganzes Wesen verändert. Mit dem Ausdruck der Trauer suchte sie Trost bey allen Verwandten. Aber kaum hatte sie angefangen, sich in ihre Lage zu fügen, so steigerte die Ankunft eines Briefes ihre Betrübniß bis zur Verzweiflung. Dieses Schreiben enthielt die Nachricht von dem Tode ihres Gatten. In dieser Noth hatten die Verwandten und Freunde der jungen Witwe kein eifrigeres Geschäft, als sie aufzurichten. Lange bleibt Alles fruchtlos. Nach und nach aber erhohlt sich die Bekümmerte; und als man ihr endlich vorschlägt, jenem jungen Manne, der einen so ungewöhnlich innigen Antheil an ihrem Schicksale nähme, die Hand zu reichen, gewinnt sie allmählich ihre volle Heiterkeit

wieder. Dieser Glückliche war natürlich kein Anderer, als ihr vertrauter Geliebter. — In wenigen Wochen war er ihr Gatte.

Zufällig fand man einige Zeit hierauf in einem verwitterten Brunnen einen Menschenkopf. Es bestand damahls in Venedig eine Art Morgue, wie in unsern Tagen zu Paris, wo man unbekannte Leichname öffentlich aussetzt, um durch die, Jedermann zugängliche Beaugenscheinigung vielleicht ein Näheres zu erfahren. Obgleich das Gesicht dieses Kopfes ganz unkenntlich war, so stellte man ihn dennoch zur öffentlichen Schau aus. — Allein eben diese Verunstaltung verhinderte auch jede Bezeichnung; Niemand kannte den Kopf.

Das Tribunal zu Venedig befiehlt dessen ungeachtet, mit der Ausstellung fortzufahren, und zu diesem Zwecke den Kopf in Weingeist zu verwahren. Ein volles Jahr bleibt der Kopf aufgestellt, ohne daß sich irgend Etwas kundgegeben hätte. Da noch keine Aussicht zur Entdeckung sich zeigte, so fragte man bey dem obersten Gerichte an, was denn mit diesem geheimnißvollen Haupte geschehen solle? — Dieses unermüdliche Gericht ist aber weit entfernt, alle Hoffnung aufzugeben. Es hat den Grundsatz, seine Nachforschungen bis auf das Aeusserste unabläßig zu verfolgen. Demnach befiehlt es, den Kopf in allen seinen Theilen auf das Genaueste noch einmahl zu untersuchen. Es geschieht — und siehe — man findet in den Haaren den Rest einer Papillote.

Für das Tribunal zu Venedig ist dieses ein wichtiger Fund. Es knüpft an ihn die Möglichkeit der Entdeckung. Diese steigt bald zur Wahrscheinlichkeit, als man gewahr wird, daß das Fragment beschrieben und von einem Briefe ist. Wohl sind es nur einzelne unzusammenhängende Wörter; allein auch da weiß man Rath. Ein geschickter Schriftstecher erhält den Auftrag, das Stückchen Papillote in Kupfer getreulich nachzustechen. Von diesem Stiche läßt das Gericht

eine große Menge Abdrücke veranstalten, und selbst in den allerunbedeutendsten Ortschaften der Republik ämtlich mit der Aufforderung verbreiten, die Handschrift genau zu untersuchen, und mit dem Versprechen einer ansehnlichen Belohnung für denjenigen, der, falls ihm die Hand bekannt wäre, unversäumt die Anzeige machte.

Die Klugheit und Energie dieser Maßregel bewährten sich alsbald. Es trat ein Mann mit der Erklärung auf, daß die Schrift seine eigene sey; er habe den Brief vor mehreren Jahren an seinen Bruder in Venedig geschrieben. Er nannte den Namen. Man forschte weiter, und kam bald darauf, daß dieser Bruder vor längerer Zeit als verreiset angegeben worden, aber nicht mehr zurück gekehrt sey. Dieses Alles behandelte der Rath als ein tiefes Geheimniß. Er ließ sich bey den Verwandten des Vermißten, und bey denen seiner ehemaligen Frau um die Verhältniße und den Character dieser Person erkundigen. Sie sagten aus, daß sie einen gerechten Argwohn nie ganz hatten unterdrücken können. Man nahm sofort die Verdächtige vor, welche sich bald als die Mörderinn bekannte. Ihren Mann hatte sie im Bette erschlagen, den Leichnam in mehrere Stücke zerhackt, und so theilweise versteckt. — Ihr nachheriger zweyter Mann wußte um die Missethat. Beyde büßten auf dem Schaffot.

Die beyden Babeuf.

Babeuf ist der Name zweyer merkwürdiger Männer, Vaters und Sohns. Jener hatte durch seine Volkszeitung eine bedeutende Rolle während der französischen Revolution gespielt; dieser durch seine cau-

stische Zeitschrift: „Der dreyfarbige Zwerg.“ Beyde hatten ein tragisches Schicksal in der neuesten Epoche.

Zuerst von Babeuf dem Vater. Vom Jahre 1793 an war jedes wichtige Ereigniß der Revolution von seinem Namen bezeichnet. Es erschien damals in Paris eine Schrift zu Gunsten des Volkes, betitelt: Tribun du peuple. Davon war Babeuf der Herausgeber. Ein entschlossener, siegreicher Vertheidiger des Volks gegen despotische oder blutdürstige Anschläge, besaß er dessen Vertrauen und Anhänglichkeit, wie noch Keiner vor ihm. Vielseitige Talente und eine energische, hinreissende Beredsamkeit erleichterten Babeuf seine Siege. Ein Wort von ihm gab oft in den wichtigsten Verhandlungen den Ausschlag. Auf dieser Höhe, mit diesem stillen, aber schrankenlosen Einfluß mußte er bey der Veränderung des Directoriums den Planen der Willkühr nothwendig sehr gefährlich erscheinen. Man beschloß seinen Sturz, dichtete ihm eine Verschwörung an, und zog ihn ein. Doch wagte man es nicht, dem Volksliebling in der Hauptstadt selbst, den Prozeß zu machen. Er wurde in Vendome verhandelt. Die Jury fand zwar die aufgestellten Beweise des zur Last gelegten Verbrechens unzulänglich; allein da das Opfer einmal fallen sollte, so ward Babeuf über einen Incidentpunct sammt seinem Freunde d'Arthé zum Tode verdammt. Aber in dem Augenblick, als ihnen dieß Urtheil kund ward, erstachen sich Beyde mit Dolchen. Ihre Leichname schleppte man gleichwohl aufs Schaffot, um ihnen die Köpfe abzuschlagen. Das war das Resultat eines Prozesses, welcher vom 7. October 1796 bis 25. März 1797 gewährt hatte; dieß das bedaurungswürdige Ende zweyer vortrefflichen Männer und ächten Menschenfreunde. „Es dürfte“ sagt ein, bey uns wenig bekanntes Blatt, jetzt noch nicht in der Zeit seyn, von Babeuf dem Vater zu reden, da die Erinnerungen an die blutigen Scenen der Revolution noch zu frisch sind; der kom-

menden Zeit ist es vorbehalten, seinem großen Character, den er in der schwierigsten Lage, in seinem Prozeß und in seinem Tode, wo er wie Cato starb, zeigte, seiner Unbestechlichkeit und seiner Liebe zum Vaterlande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Laufbahn beweiset, daß ein Mann von Genie sich überall bemerkt machen kann. Er, der simple Redacteur eines Journals, entschied oft das Schicksal des Senats."

Des jungen Babeuf periodisches Blatt: „der dreyfarbige Zwerg (le nain tricolore) zog sich durch phantastische Staatsansichten und eine zügellose Sprache die Verachtung aller redlichen Vaterlandsfreunde und den Zorn der Regierung zu. Man nahm den Redacteur beym Kopf, und verurtheilte ihn zur Deportation. Wer den nain tricolore kennt, wird diese Strafe nicht zu streng finden. Nachdem Babeuf 17 Monate in der Conciergerie verhaftet war, brachte man ihn nebst mehreren andern Verurtheilten nach dem Fort Mont-Saint-Michel. Unter Weges, in der Normandie, gelang es ihm, mit Hülfe der Einwohner zu entwischen. Er besann sich aber bald eines Andern, und lieferte sich in dem Fort freywillig aus. Dieser Zug hat vielleicht zu seiner Befreyung beygetragen, welche vor einiger Zeit erfolgte.

Merkwürdiges Actenstück zur Geschichte der Aufklärung.

In einer deutschen Haupt- und Residenzstadt wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der gelehrten Gesellschaft daselbst ein Vicepräsident gewählt. In seinem Patente kam unter Andern folgendes vor:

„Wegen seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, in Physicis und Mechanicis, Botanicis u. s. w. nicht weniger in der Cabbala und Prüfung und Erkenntniß der guten und bösen Geister, deren Nutzen, Gebrauch und Mißbrauch, ingleichen in der wunderbaren Lehre von den Präadamitis, und deren vormaligen Wirthschaft und Haushaltung, auch sonst in Historicis u. s. w. auch in der weissen und schwarzen Kunst erlangten gründlichen und fast erstaunenswürdigen Erfahrung rc." (ist er zu seiner Stelle ernannt worden).

Es wird ihm eingeprägt, darauf zu sehen, daß: „Die Societät mit Edirung gelehrter Schriften sich distinguire, und ein jedes Membrum wenigstens Ein Specimen Eruditionis alle Jahr durch den Druck heraus geben müsse; der Vice-Präsident aber bleibt von solcher Arbeit dispensiret, obgleich sein herrliches und erleuchtetes, und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem beßten Klee- oder Weitzen-Acker gleichkommendes Ingenium dergleichen Productionen in der Menge hervorzubringen mehr als gar zu tüchtig wäre."

In Ansehung des Kalenderwesens soll er: „alle Behutsamkeit gebrauchen, damit sie dem Publico, und insonderheit den Curiosis, welche gern zukünftige Dinge vorher wissen, zur Freude und zum Nutzen gereichen; damit die Prognostica von der Witterung, Gesundheit, Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, ingleichen die Kriegs- und Friedens-Läufe accurat getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buchstaben, als vonnöthen, gebraucht; der Sonnencircul nicht verkehrt und viereckicht, sondern rund gemahlet, die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehret, der guten Tage immer so viel, als ihrer seyn können, angesetzt, die verworfenen oder bösen Tage aber vermindert werden mögen. Dafern auch der Vice-Präsident besondere Veränderungen

anmerken sollte, e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen habe, oder daß er mit dem Saturno, Venere und Mercurio im Quadrat stünde, oder auch, daß der Zodiakus, wie bereits zu des Campanellä Zeiten angemerkt worden, sich noch weiter aus dem Gleise geben und verrücken, oder auch daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartesii principiis, abschleifen und verschlingen sollte, und daher eine unzählige Anzahl von Cometen oder Schwanzsternen zu vermuthen wäre, so hat der Vice-Präsident ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denselben auch am besten abzuhelfen, bedacht zu seyn."

„Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolte, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dem Vice-Präsidenten doch aus dem Prätorio *) bekannt, wie es an Nachtwehren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und anderer dergleichen Satans-Gesellschaft nicht ermangele, sondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seen, Pfülen, Morästen, Heiden, Gruben und Hölen, auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird er also nicht ermangeln, sein Aeußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden."

*) Ein ziemlich seltenes Büchlein über diese Gegenstände mit curiosen Abbildungen auf dem Titel. Dobenek hat es in seinem Werke: Des deutschen Mittelalters Volksglauben ꝛc. fleißig benutzt.

„Alldieweil auch eine beständige Tradizion ist, daß allhier in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsneks und Lebus considerable Schätze vergraben sind, zu deren Besichtigung, und um zu wissen, ob sie noch vorhanden, gewisse Leute und Geschmeiße und Ungezieser kommen, so muß der Vice-Präsident diesem Pack fleißig auf den Dienst passen u. s. w. auch keinen Fleiß sparen, daß er vermittelst der Wünschelruthe, durch Segensprechen, Allrunken, oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben, ausfindig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauber-Bücher, so in unserm geheimen Archiv vorhanden, nebst dem Speculo Salomonis verabfolgt werden rc.“

Dieses Document ist NB. authentisch. Die deutsche Haupt- und Residenzstadt ist Berlin. Der betheilte Vicepräsident heißt Graf Stein. Das Datum der Instruction ist: 19. Jänner 1732.

Der chinesische Historiograph.

Die Neuwieder-Zeitung enthält über die Historiographie in China (nicht über die chinesische Historiographie, wie denn z. B. französische Revolution, und Revolution in Frankreich, und daher der Titel des hinterlassenen Werks der Frau von Staël: Considerations sur la revolution françoise, logisch falsch ist rc.), folgende interessante Züge: Dem Kaiser von China darf und muß man die Wahrheit sagen. An den Höfen in Europa wird man bekanntlich nicht dazu gezwungen, (aber doch auch eben so wenig zum Gegentheil?). In China besteht ein Tribunal der Geschichte, welches aus zwey Abtheilungen besteht. Die erste muß dasjenige aufzeichnen, was außerhalb der

Residenz des Kaisers vorgeht, nähmlich Alles, was die Geschäfte im Allgemeinen betrifft; die andere, was innerhalb derselben vorgeht, d. h. alle Handlungen und Reden des Fürsten, seiner Minister und Beamten. Jedes Glied dieses Tribunals schreibt auf ein Blatt alles, was es in Erfahrung gebracht hat, unterschreibt seine Erzählung, (man muß also in China die Anonymität für das halten, was sie ist, und den Grundsatz haben, daß Jeder, der etwas schreibt, Muth und Gründe haben soll, dafür zu stehen), ohne sie vorher seinen Collegen mitzutheilen, und steckt sie in einen großen Kasten, der verschlossen mitten in ihrem Versammlungssaal steht. Um den Geist dieses Tribunals näher zu bezeichnen, erzählt ein Reisender, der in China war, Herr Freret, folgende Geschichte: Tsou-i-chong ermordete den Kaiser T-choung-chong, dessen Armeen er befehligte, weil er ihm sein Weib geraubt hatte. Das Tribunal setzte die Geschichte dieser That, und ihre Veranlassung auf, und verwahrte dieses Actenstück in seinen Archiven. Der General erfuhr dieß, entsetzte den Präsidenten des Tribunals der Geschichte, seiner Stelle, verurtheilte ihn zum Tode, unterdrückte das Actenstück, und ernannte einen andern Präsidenten. Kaum war dieser an seiner Stelle, so wurde die Geschichte aufs Neue niedergeschrieben, und ins Archiv gelegt. Nicht sobald war Tsou-i-chong von dieser kühnen Handlung unterrichtet, als er alle Glieder des Tribunals hinrichten ließ. Sogleich war ganz China durch öffentliche Schriften von der abscheulichen That des Generals unterrichtet, und es war eine allgemeine Empörung zu befürchten. Das Tribunal der Geschichte mußte wieder hergestellt werden. Die Annalen der Dynastie Tong (heißt es weiter) erzählen in dieser Hinsicht eine andere Thatsache. Ta-i-tsong, zweyter Kaiser aus der Dynastie Tong, begehrte einst vom Präsidenten des vorgenannten Tribunals die vorhandenen Denkschriften zu der Geschichte

seiner Regierung zu lesen. Herr, sagte der Präsident zu ihm, bedenke, daß wir ein genaues Verzeichniß von den Tugenden und Lastern unserer Regenten halten, und daß unser Tribunal nicht mehr frey seyn würde, wenn du auf deinem Willen beharrtest. Wie, versetzte der Kaiser, du, der du mir so viel zu verdanken hast, du, der du mir sonst so verpflichtet warst, du wolltest die Nachkommenschaft von meinen Fehlern unterrichten? — Es wäre, erwiederte der Präsident, nicht in meiner Gewalt, sie zu verheimlichen; mit Schmerz würde ich sie aufzeichnen. Allein, so will es die Pflicht meines Standes, ich muß die Nachwelt auch sogar von dem unterrichten, was so eben unter uns beyden verhandelt ward. Und das ist denn auch wohl eingetroffen, weil wir es lesen. Aus alle dem zusammen ergibt sich, daß die Chinesen von dem Amt eines Historikers gar delicate Begriffe haben. Worin mag bey ihnen das Hauptinteresse der Geschichte bestehen? Ohne Zweifel in der Wahrheit. Welche mögen ihnen demnach die Cardinal-Tugenden des Historikers seyn? — Wieder ohne Zweifel: daß er richtig sehe, ein ehrlicher Mann sey rc.

Bücherwesen der Vorzeit.

Erst Geist und Gedanke, dann Sprache und Schrift. Erst Blätter und Tafeln, dann Hefte und Bücher.

Alkmann, ein Sohn des Pienithus, verfaßte der Erste planmäßig ein Buch, (Theodoretus). — Die Benennung liber kommt von liber, Bast, worauf man geschrieben. Buch zu deutsch, von der Buche, (dem Baum), deren Rinde und Holz zu Blättern gedient.

Mit Büchern gehandelt, das müssen zuerst die

Hebräer. Ihre Schreiber, Sopherim genannt, markteten schon mit Copien.

Kiriath-Sepher, Stadt in Palästina, wo die Nationalbibliothek der Hebräer, war der Ort ihrer Sopherims, ihr Leipzig. — Kiriath-Sepher heißt zu deutsch „Bücherstadt.“

Lebendiger waren die genialeren Griechen. Bücherschreiber (βιβλιογραφοι) und Abschreiber ταχιγραφοι, auch ελλιγραφοι) bildeten eine Art von Zunft. Letztere trieben Handel, mehr vielleicht zu verbreiten, als zu „profitiren.“ — Sie hießen schon, was sie waren: βιβλιοπωλαι, βιβλιοχαπηλοι, Buchhändler. Privatleute, selbst Familienväter, sich Abschreiber haltend (Cicero, Juvenal rc.) trieben Handel mit deren Produkten. So Atticus, so Hermodorus. Dieser mit Umfang und Aufsehn. „Hermodorus handelt. Womit? Mit Weisheit, mit Worten, oder mit Büchern?“ Also fragten seine Kunden. Bald gewinnt das Trödeln edlere merkantilische Form; Athen hat schon ordentliche Buchladen, zugleich homogene Zusammenkunftsorte der Literatoren. Zeno machte so des Crates Bekanntschaft.

Griechisches Muster elektrisirte feurig und schnell der Römer energischen Geist; dieser die Literatur, diese den Handel mit Büchern. Abschreiber und Verkäufer, gemeinsam librarios heißend, regten sich thätig. August, der Mäcene, Dichtkunst und Wissenschaft ehrend, liebend und lohnend, befördert des stoffreichen Keimes Entwicklung. Aufschwung des Buchhandels. Die beyden Sosier zeichnen sich aus. Sie sorgen für Schönheit, Correctheit der Copien, für geschmackvolle Ausstattung der Einbände. Ihre Buchhandlung hatten sie bey dem Tempel des Vertumnus, an den Säulen des Janus. (Hic liberaera meret Sosiis hic et mare transit. Horat.) Die Buchhandlungen vermehrten sich. In der Straße Sigillaria befand sich eine (Gellius), eine andere bey dem Forum

Caesaris (Martial). Die Concurrenz, des Handels Prinzip, beflügelte den Umtrieb, die Industrie. Die Zahl der Bibliopolen fuhr fort, sich zu vergrößern. Thrypho (non habeo, sed habet bibliopola Thrypho. Martial) ragt hervor, ein Mann von Einsicht, Billigkeit und Geschmack. Seine Abschriften ließ er, ehe er zum Verkauf sie ausstellte, dem Rath des Quinctilian nach, von den Autoren und Critikern durchsehn und prüfen.

Vom Brennpuncte aus, von Rom, verbreitete sich der Buchhandel in die Provinzen (Plinius). Atrectus, Decius, Dionysius, Felix, Jucundus, Secundus ꝛc. sind Namen römischer Provincial-Buchhändler.

Neigt ein Reich sich dem Verfall, so verdorrt vom Baum des Commerzes zuerst des Buchhandels Zweig. So bey den Römern. Erhebt ein Reich sich aufs Neue, so blüht am Baum des Commerzes zuerst der Zweig des Buchhandels wieder. So beym Regimente des Clerus. Von den Bischöfen eifriger noch als von den Cäsaren, auch stoff-aufgeforderter (—) waren die Abschreiber mit Arbeiten überhäuft. Diese hießen jetzt librarii, antiquarii, bibliopolae. Und wie stand es mit Werth und Preisen? Hier Data:

Plato, nichts weniger als reich, (war er doch wohl ein Philosoph!) zahlte nach unserem Gelde 3000 gute Gulden für 3 kleine Traktate des Philolaus, eines Pythagoräischen Philosophen! (Gellius, Buch III. Cap. 17.) Die Schriften des Speusippus, eines Schülers des Plato, kaufte Aristoteles für drey Talente (3000 Thaler).

Ptolomäus Philadelphus kaufte den Atheniensern die Original-Manuscripte der Tragödien des Sophocles, des Euripides, und Aeschylus um 15 Talente, oder eben so viel Tausend Thaler jetziger Währung ab. Galienus (Comm. II. in epid. 3.) erzählt das, und sezt hinzu, daß er nebstbey die Athenienser aller Tribute enthob und ihnen eine Menge Lebensmittel zu-

schickte. Dem ältern Plinius wurden von Longius Licinius für seine Werke 10,000 Thaler angetragen.

Im neunten Jahrhundert waren die Bücher sehr selten, nur wenige Particuliers besaßen welche. Ein Manuscriptband ward für wichtiger angesehen, als irgend eine Realität; sehr natürlich, denn die Bücher sind die rechten Realitäten. Die ansehnlichsten Stifter hatten nur ein einziges Missale, Loup, Abt von Ferrieres, beschwor im Jahr 855 den Papst Benedikt III. ihm eine Abschrift von Cicero's Buch de oratore, und des Quinctilian zukommen zu lassen; „denn" sagte er, „obgleich wir einige Bruchstücke davon besitzen, so ist doch in ganz Frankreich kein completes Exemplar zu finden." — Machte irgend Jemand einer Kirche oder einem Kloster ein Geschenk mit einem Buche, so geschah dieß in Person, am Hochaltar und unter den feyerlichsten Kirchenceremonien.

Eine Gräfinn von Anjou, Namens Grecie, tauschte im zehnten Jahrhundert von Aimon, Bischof von Halberstadt, eine Sammlung Homilien ein gegen 200 Hammel, 6 Septiers Korn (ein Septier hält 12 Scheffel), eben so viel Roggen und Hirse, und 3 Marderfelle.

Ueber die Preise der Manuscripte im 15. Jahrhundert, kurz vor Erfindung der Buchdruckerkunst, gibt Naudé in seiner Addition à l'histoire du Roi Louis XI. mehrere Notizen.

Daß der heilige Anton von Padua sein Haus hergab, um eines Livius habhaft zu werden, steht, ich weiß nicht wo.

Mit den Wissenschaften ging auch ihr Hauptvehikel, der Buchhandel, unter. Beyde erhoben sich, mächtiger als je, da Carl der Große auftrat. Mehr Ideen, mehr Worte; mehr Worte, mehr Schriften; mehr Schriften, mehr Bücher; mehr Bücher, mehr Copisten und Händler. Diese bibliatores, und, hat-

ten sie eigene Läden, stationarii genannt, gewannen Umfang, Ansehn und Mittel. Meist selber Literatoren, zur Erhebung, Veredlung des Wissens und Könnens, trachtend und wirkend, weniger sich nützen wollend, denn Andern, dem Ganzen, verdienten sie Vorschub und Auszeichnung, so ihnen wurden. Man stellte sie in Rang und Anspruch den Mitgliedern der Pariser Universität gleich, ließ ihnen Taxen und Auflagen nach. Sie waren gleichsam das, was sie nach dem reinen philosophisch-politischen Geist eines Buchhandels seyn sollten: Beamte. Die bey der Universität angestellten schwuren den Rectoren billige Einrichtung der Preise.

Den Nutzen und Werth, die Wichtigkeit und Distinction der Buchhändler und ihres Gewerbes erkennend und würdigend, folgten die andern Mächte Europa's dem Beyspiel der Franken, ermunternd, auszeichnend, lohnend und schirmend.

In diesen Moment fällt die philosophische Form des Buchhandels. Guttenbergs Kunst macht sie zur Förmeley. —

Elisabeth von England als Schriftstellerinn.

Ausgezeichnete Geister und große Seelen haben in den Tagen des Mißgeschicks den süßesten Trost immer in den Wissenschaften gefunden, und die Einsamkeit den Studien gewidmet. So auch Elisabeth in jener zweifelhaften Periode, die ihrer Thronbesteigung vorangegangen. Sie hielt sich lange Zeit in dem Schloße Harford auf, zog sich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück, und beschäftigte sich eifrig mit der Literatur. Hier war es, wo sie sich jene Kenntnisse und Einsichten eigen machte, die den Glanz ihres Throns und ihr Andenken verherrlichen sollten. Für fremde Sprachen hatte sie ein außerordentliches Talent,

das der berühmte Roger Ascham wohl zu nähren verstand. Sie übersetzte mit Eifer und Glück aus dem Lateinischen und Griechischen, und schrieb viele ihrer eigenen Arbeiten in diesen gelehrten Sprachen. Nicht nur in der Prosa, auch in der Poesie, besonders in der Ode, der Elegie, und dem Epigramm that sie sich hervor.

Ihre Schriften sind folgende: A coment. en Plato. Zwey Reden des Isocrates, und ein Schauspiel des Euripides ins Lateinische übersetzt; Boetius de consolatione englisch übertragen. Eine gleichfalls englische Uebersetzung der französischen gottseligen Betrachtungen der Königinn von Navarra. Drey Reden, eine zu Cambridge, zwey zu Oxford gehalten, dann ihre Anrede an ihr letztes Parlament. A prayer composed by her. Another for the use of her fleet in the great expedition in 1596. Ein Band Gebethe in italienischer, französischer und spanischer Sprache, (wovon ihr Original-Manuscript in der königl. Bibliothek). Mehrere Briefe, so zum Theil gedruckt. Ferner wird ihr eine Uebersetzung des Sallust, von Fragmenten des artis poet. des Horaz, und der Abhandlung des Plutarch, de curiositate, beygelegt.

Dieß sind Elisabeths literarische Arbeiten, wie sie der berühmte Walpole in seinem Catalogue of the royal and noble authors of England, with lifs of their works angibt. A. W. Schlegel hat uns mit einem deutschen Auszug aus Walpole beschenkt.

Die wirkliche Existenz der Syrenen.

Gar Manches, das man lange für Mährchen genommen, hat in neuerer Zeit Verfechter und Anhänger gefunden, eben so, wie wir im umgekehrten Fall

längst beglaubigte Wahrheiten in das luftige Gewand der Fabel gehüllt sahen. So wird immer und überall in dem ewigen Wechselspiel der Zeit bald das Mährchen zur Wahrheit, bald diese zur Fabel.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Existenz der Wassermenschen oder Syrenen. In den alten Classikern lesen wir, daß ihre Zeit weit entfernt war, an der Existenz solcher Wesen zu zweifeln. Spätere Jahrhunderte entfernten sich mehr oder weniger von dem Glauben an das Daseyn der Syrenen, bis endlich die neuern Generationen — ihn gänzlich verwarfen.

Seit einigen Jahren lesen wir aber in Zeitungen mancherley Nachrichten von Schiffern, die solche menschenähnliche Wassercreaturen gesehen haben, ohne daß es jedoch zu einer genauen Untersuchung hätte kommen können. Mit profanen Hypothesen verschone ich die Leser wie billig; allein die Ideen eines unserer scharfsinnigsten philosophischen Geschicht- und Naturforschers seyen hier mitgetheilt.

„Ich erinnere mich (sagt er) vor einiger Zeit in einem Journale gelesen zu haben, daß ein gewisser Engländer, der Wasservögel am Meeresufer schießen wollte, ein solches menschliches Geschöpf im Wasser entdeckte und darnach schoß. Der Schuß verfehlte es zwar, wenigstens wurde es nicht getödtet, und es tauchte sogleich unter. Der Jäger schickte aber seinen Jagdhund ins Wasser, der es bey den Haaren, die grünlich waren, aus dem Wasser zog. Er setzte es in einen Wasserkübel und fütterte es, um es dem Publicum zu zeigen. Was aber weiter daraus geworden ist, hat man nicht erfahren.

Jedoch habe ich nach der Zeit eine merkwürdige Geschichte in einem französischen Buche, welches viele Anecdoten enthält, gefunden, welche die Existenz dieser Wassermenschen zu bestätigen und in Gewißheit zu setzen scheint.

Zuvor bemerke ich hier nur noch im Allgemeinen, daß die Existenz solcher Wassermenschen mir nicht unmöglich scheint. Die Erde enthält zwey große Fluida, worin die Pflanzen und Thiere, die unser Erdkörper enthält, leben, das Wasser und die Luft. Beyde sind nur durch den höhern Grad von Condensität unterschieden, und die Luft, worin wir und die Landthiere leben, ist nur weniger schwer und dicht, als das Wasser. Uibrigens sind wir und unsere Mitgeschöpfe auf der Erde eben sowohl Wassergeschöpfe, wie die Fische, und leben nur in einem verdünnten Luftmeere, außer welchem Elemente wir eben so wenig existiren können, als die Wasserthiere außerhalb dem Wasser.

Beyde Elemente, Luft und Wasser, haben aber auch ihre eigene Welt, und alle Arten von Landthieren sind im Wasser nachgeahmt, so viel es die Umstände leiden wollten. Von den vierfüssigen Thieren finden wir im Meere die Wallrosse, Seehunde, Seebären, Seelöwen, u. s. w., ohne die Amphibien zu erwähnen, die Crocodille, die Flußpferde, Seekühe, welche halb zu den Land- und halb zu den Wasserthieren gehören. Die Fische sind gleichsam das im Meer und in den Flüssen, was die Vögel in der Luft sind. Beyde bewegen sich in ihrem Elemente durch Flügel, Schwimmfüsse, Schwänze und Flossen fort. Der Wallfisch gehört schon zu den Thieren, welche lebendige Junge gebären, und sie an ihren Brüsten säugen, wie die vierfüssigen Thiere. Wie viele Arten von Schnecken, Insekten und Gewürmer aber leben nicht im Meere, wovon die Fische leben, wie die Vögel! Und hat nicht das Meer so gut, wie das trockne Land, seine Stauden, Pflanzen und Gewächse? Hat es nicht Seegräser, Rank- und Thierpflanzen? Sollte es also nicht auch ein menschenähnliches Geschöpf enthalten, das dem Affen gleicht, da alle Erzeugnisse des trockenen Bodens darin nachgebildet sind? Mir scheint solches nicht unwahrscheinlich zu seyn,

und ich werde in meiner Meinung durch nachstehende Anecdote noch bestärkt, die ich hier wörtlich übersetzen will.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ging ein englisches Schiff, der Stadt Hall (vermuthlich Hull) gehörig, 60 Meilen von London gelegen, an der nördlichen Küste von England, auf den Wallfischfang nach dem Meere von Grönland; 150 Meilen vom festen Lande entfernt, sah es sich auf einmal von 60 bis 80 kleinen Barken umgeben, von welchen jede mit einem Menschen besetzt war. Man hatte sie nicht sobald entdeckt, als schon die Schaluppen des Schiffes alle Mühe anwandten, darauf los zu rudern, um einiger derselben sich zu bemächtigen. Als aber diejenigen, welche diese kleinen Barken führten, welche sie mit zwey kleinen Rudern lenkten, solches erblickten und merkten, daß die Schaluppen sie erreichen würden, tauchten sie alle sammt mit ihren Fahrzeugen sogleich unter das Wasser, und den ganzen Tag erschien nur eine wieder von ihnen. Diese kam wieder über das Wasser, einen Augenblick nachher, als sie untergetaucht war, weil sie eines von ihren Rudern zerbrochen hatte. Nach einer vierstündigen Jagd und nachdem die kleine Barke hundertmal versucht hatte, unter zu tauchen, wurde sie durch die Annäherung der Schaluppen endlich mit dem, der darin saß, gefangen genommen. Man brachte ihn an Bord des Schiffes, wo er 20 Tage lebte, ohne irgend etwas von Nahrungsmitteln zu sich nehmen zu wollen, und ohne ein Geschrey oder einen Laut von sich zu geben, woraus man hätte schließen können, ob er eine Art von Sprache rede; aber er seufzte unaufhörlich, und die Thränen flossen ihm aus den Augen. Er war wie ein anderer Mensch gebildet, hatte Haupthaare und einen langen Bart, aber vom Gürtel an war sein Leib mit Schuppen bedeckt. —

Was das Fahrzeug betrifft, so hatte es 8 bis 9 Fuß Länge und war sehr schmal, besonders an den beyden Enden. Das Zimmerwerk daran war von Fischknochen bis auf den Sitz, auf welchem der Mensch saß. — Es war inwendig und auswendig mit Seehundsfellen bedeckt, welche an einander genäht waren. Diese Art von Bekleidung hatte in der Mitte eine Oeffnung, so groß, daß der Ruderer hinein konnte, und diese Oeffnung war mit einer Art von Beutel oder Sack von der nämlichen Haut eingefaßt, womit der Mensch, der bis an den Leib in der Barke sich befand, sich so fest mittelst starker Stricke, auch von Seehundsfellen gemacht, umgürtete, daß kein Wasser hineindringen konnte.

Vor ihm befanden sich zwey Stücke von der nämlichen Haut, welche an der Bedeckung angeheftet waren und zwey Taschen bildeten. In der einen fand man Angelschnüre und Hamen, oder Angel von Fischknochen gemacht; und in der andern Fische, welche erst vor Kurzem gefangen zu seyn schienen. —

An der Seite des Ruderers waren zwey kleine Ruder an dem Schiffe durch zwey Bänder befestigt, gleichfalls von Seehundsfellen verfertigt.

Diesen ganzen Apparat mit dem aufgetrockneten Menschen, kann man noch heut zu Tage zu Hall, in dem Saale der Admiralität sehen, und den Verbalprozeß dieser Entdeckung, welcher von dem Schiffs-Capitän und der ganzen Equipage beglaubigt ist, findet man in dem dortigen Archiv der Stadt.

Die Herausgeberinn dieser Auswahl von Anecdoten, die Bürgerinn B. Debarle, Frau des Poncelin, setzt hinzu: „Dieses Factum wird von dem indischen Philosophen Teliamed, per anagramma de Maillet, französischem Consul zu Cairo, erzählt um sein System zu unterstützen, nach welchem die Menschenracen aus den Fluthen des Meeres hervorgegangen sind; ein sehr verführerisches System, welches

so viel Wahrscheinlichkeit hat, daß es beynahe in die Demonstration reicht." *)

Wäre diese Geschichte wahr, und nicht von Maillet zur Unterstützung seiner Hypothese, daß die Menschen aus dem Wasser hervorgegangen, welche er von den Braminen entlehnt hat, erfunden, welches doch nicht wahrscheinlich, weil die Sache gar zu genau und umständlich erzählt ist: so könnte man nicht länger zweifeln, daß es im Meere so gut Menschen gebe, als auf dem festen Lande. Um zur Gewißheit in der Sache zu kommen, dürfte nur ein Gelehrter, besonders ein Naturkündiger wie Oken, die Sache an Ort und Stelle untersuchen, da vermuthlich das aufgetrocknete Skelett, oder die Mumie dieses Wassermenschen, in Hull, auf der Admiralität noch zu sehen seyn wird. Bis dahin bleibt die Sache noch ein Problem; es müßte denn die Wahrheit durch eine neue Entdeckung, deren in unsern Tagen so viele gemacht werden, an den Tag kommen. Vorerst müssen wir uns bey dem, was wir schon wissen, beruhigen. Künftige Zeiten und Nachforschungen werden uns auch hierin ein Licht aufstecken, und die Sache zur Gewißheit bringen, oder das Gegentheil beweisen. Nil mortalibus ardum est."

Von Ahasverus.

Unter der Literatur der Volkssage vom ewigen Juden mag des Mathäus Paris Historia Anglicana einer besondern Erwähnung werth seyn. Dieses Buch,

*) Choix d'Anecdotes, anciennes et modernes recueillies des meilleurs auteurs, par la Cit. B. Délabarle, femme Poncelin a Paris. 1801. T. 1. p. 215.

sonst von wenig bibliographischem Belang, enthält Seite 339, 340 und 827 mehrere sehr charakteristische Stellen. Herr F. L. F. von Dobenek hat von ihnen im zweyten Theile seines Werks: Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Hexensagen (Berlin 1815) Seite 121 eine Uebersetzung mitgetheilt. Sie lauten wie folgt:

Ein armenischer Erzbischof, nach England kommend, ward gefragt über Joseph den Mann, von dem so viel Redens ist unter den Leuten, der, als der Heiland gelitten, da gewesen ist und ihn gesprochen hat, und noch lebt zum Beweise des Christlichen Glaubens. Auf die Frage: ob er ihn zuweilen gesehen, oder von ihm etwas gehört habe? antwortete der Erzbischof, die Thatsache der Länge nach vortragend; worauf ein Kriegsmann aus Antiochia, zu des Erzbischofs Dienerschaft gehörig, der sein Dollmetscher war, dieß in gallischer Mundart also sprach: Wohl kennt mein Herr jenen Mann, und kurz vorher, als er die Reise antrat nach dem Abendland, aß derselbe Joseph in Armenien am Tische meines Herrn Erzbischofs, welchen er vielmals gesehen und sprechen hören. Und darauf gefragt von den Dingen, welche zwischen unserm Herrn Jesus Christus und ihm vorgefallen, hat er geantwortet: Zur Zeit des Leidens Christi, als er, von den Juden gefangen, in des Landpflegers Wohnung vor den Pilatus geführt wurde, daß er von ihm gerichtet werde, und ihn die Juden beharrlich anklagten, Pilatus aber keinen Grund, ihn am Leben zu strafen, an ihm fand, sprach dieser zu ihnen: nehmet ihr ihn, und richtet ihn nach eurem Gesetz; aber da das Geschrey der Juden zunahm, ließ er ihnen den Barabas frey nach ihrem Verlangen, und übergab ihnen Jesum, damit er gekreuziget würde. Da nun die Juden aus dem Pallaste heraus kamen, hat dessen und des Pilatus Thürhüther, Cartaphilus, ihn mit der Faust verächtlich

auf den Rücken gestoßen, und ihm verspottend gesagt: Geh schneller, Jesus, gehe, was verweilst du? Und Jesus, mit strengem Blick und Auge auf ihn rückschauend, sagte: Ich gehe, und du wirst warten, bis ich kommen werde. Nach dem Worte des Herrn wartet noch jener Cartaphilus, lebt in Thränen und der Furcht des Herrn, immer sich fürchtend vor der Ankunft des, die Welt in Feuer richten werdenden Jesus Christus, und sich ängstend, ob er nicht bey dem jüngsten Gericht den noch erzürnt finde, den er zur Kreuzigung gehend, zur gerechten Sache aufforderte. Aus entfernten Weltgegenden kommen Viele zu ihm, und ergötzen sich an seinem Anblick und Gespräch, welchen er, wenn es zuverlässige Menschen sind, über die gefragten Dinge in der Kürze Aufschluß giebt. Alle ihm, dargebothenen Geschenke verschmäht er, mit mäßiger Kost und Kleidung zufrieden. Er setzt immer darauf die Hoffnung seines Heils, daß er unwissend sündigte, und daß doch der Herr sprach und bethete: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Vergleicht man diese Angaben mit denen in dem bekannten Volksbuch des Duduläus: „Der ewige Jude" (Reval 1654), so zeigt sich nur in dem Namen und Gewerbe des verblendeten Frevlers, und in den Worten Christi an ihn, ein Unterschied. In Duduläus ist sein Name: Ahasverus, sein Gewerbe das eines Schusters, und Christi Aeußerung: Ich will allhier stehen und ruhen; du aber sollst gehen bis an den jüngsten Tag. — Die andern Daten stimmen alle überein.

Herr von Dobeneck sagt bey der Anführung obiger Stellen, er könne für das 14. und 15. Jahrhundert nicht beweisen, daß seit jener Zeit die wirkliche Existenz des ewigen Juden stets beglaubigt worden sey." Aber setzt er hinzu, wahrscheinlich ist es, und Duduläus rc. in dem vorgedruckten gewissen Bericht

von einem Juden, gebürtig von Jerusalem, Ahasverus genannt, welcher die Kreuzigung unsers Heilandes gesehen, und noch am Leben ist, zeigt deutlich, daß schon lange vorher dieser Glaube im vollen Gang war, und daß Paulus von Eitzen, Bischof vou Schleswig, in seiner Jugend ihn im Winter 1547 als andächtigen Zuhörer in der Kirche gesehen, selbst in Persien, und immer einen fünfzigjähriger Mann. — Er gemahnt an den Armenier in Schillers Geisterseher!" Mit dieser leztern Anwendung wird nicht Jedermann einverstanden seyn. Die Volkssage vom ewigen Juden hat man unlängst in einem periodischen Blatt sehr angenehm und sinnreich erzählt und dabey zugleich die Literatur derselben angegeben. Unter den angeführten Schriften ist aber ein Hauptwerk, in welchem jene Sage critisch behandelt, und manche Quelle nachgewiesen wird, nicht genannt. Dieses Werk, im Jahr 1756 zu Helmstädt in 8. als zweyte verbesserte und vermehrte Auflage erschienen, hat folgenden Titel: Comentatio historica de Judaeo immortali, in qua haec fabula examinatur et confutatur, auctore Carolo Antonio, Philos. P. P. Ord. in Acad. Julia Carol.

Uebrigens kann es befremden, daß der ewige Jude dramatisch noch nicht gehörig vorgenommen worden ist, da er für die vielbeliebte mystische Form doch ein so wunderherrlicher Stoff wäre.

Die Mode.

(Historisch-critisch betrachtet. Aus dem Französischen des Grafen Segur).

Es gibt eine Herrscherinn, deren drückendste Befehle niemals Widerstand erfahren. Niemand thut ihren Beschlüssen Einspruch. Ihre Einfälle sind

hochverehrte Gesetze, ihre Launen Orakel; nach ihrem Belieben ändert sie die Gebräuche; sie spottet der Uebereinkünfte, und beugt die strenge Vernunft unter die Kappe der Thorheit. Sie bestimmt das Gute und Ueble; erschafft und vernichtet den guten Namen, verleiht dem Häßlichen Schönheit, dem Einfältigen Geist, Wissenschaften dem Charlatan, und widersetzt sich ungestraft den Vorstellungen der Billigkeit, den Rathschlägen der Weisheit, und selbst den Vorschriften der Religion.

Diese Königinn und Großherrscherin der Welt, (wie Montaigne sich ausdrückt), ist die Mode (sonst hieß sie Brauch). Ihr vorliebster Aufenthalt ist Frankreich, die Hauptstadt ihres Reiches Paris. Ihr einziger Zweck geht dahin zu gefallen; ihre Wesenheit ist Abwechslung; sie belohnt durch Beyfall und straft durch Lächerlichkeit: dieß sind ihre einzigen Kräfte, ihre einzigen Waffen, aber nichts kann ihnen widerstehen. Voltaire hat sie in folgenden Versen sehr treffend geschildert:

Il est une déesse inconstante, incommode,
Bizarre dans ses goûts, folle en ses ornemens,
Qui parait, fuit, revient, et nait dans tous les tems;
Protée étoit son pére, et son nom c'est la mode.

Diese Göttinn ist eine immerwährende und fast allezeit siegreiche Feindinn des Verstandes. Der Verstand sagt zu den Menschen: thut, was ihr thun sollt! Die Mode gibt ihnen in Gegentheil den ausdrücklichen Befehl: thut was die Andern thun! Es ist nicht nöthig, zu erweisen, daß es dann das Geboth der Mode sey, dem man jederzeit nachkommt.

Was bey dieser universellen Unterwerfung in Verwunderung setzen muß, ist, daß sie augenscheinlich gegen ihren eigenen Zweck zu wirken scheint. In der That sind die Wünsche der Modelieblinge auf den Glanz und das Gefallen gerichtet; nun aber lassen

sich glänzende Erfolge nur durch Auszeichnung erreichen. Ist es also nicht das übelste Mittel, um zu glänzen und sich zu distinguiren, das zu thun, was die Andern thun; sich zu kleiden, wie die Menge; zu reden, wie alle Leute, denen man begegnet; nur die überkommene Meinung zu unterhalten, und sich zu betragen, wie alle Welt?

Unsere französischen Damen waren Anfangs wie Nonnen gekleidet: in der Folge nahmen sie das sehr ähnliche Costum der römischen Damen an; bald kam eine herzförmige Coeffüre in Gebrauch; darauf folgten die lächerlichsten Hörner, und auf diese die Pyramiden und Kegel; bald wurden sie durch niedere Nachthäubchen, und kurz darauf durch Federhüte, wie die der Männer, ersetzt. Das Bloßtragen der Schultern und des Busens war am Hofe Isabellens von Bayern entstanden. Anna von Bretagne verwandelte die weiße Farbe der Trauer in schwarz. Unter Franz I. sah man die monströsen Reifröcke, welche die Damen zu pyramidalischen Thürmen entstellte, entstehn. Franz II. brachte die künstlichen Bäuche auf. Die Hoffrauen erfanden eine andere Gattung ganz entgegengesetzter Anzüge, welche zu nennen, der Anstand nicht wohl erlaubt.

Catharina von Medicis trieb die Kleiderpracht bis zur Ausschweifung; sie lernte, wie den Franzosen die Ränke, den Französinnen die Schminke kennen. Der übertriebene Mißbrauch, den man damals von den Tressen machte, ist eine arge Anklage der Hofsitten.

Heinrich IV. brachte den guten Geschmack und die Einfachheit zurück; die reichen Kleider gestattete er nur den Gaunern und Freudenmädchen, und wenn man in den aufgestutzten Collets und Halskrägen seiner Zeit etwas Schwülstiges findet, so knüpfen sich so viele süße Erinnerungen daran, daß sie unter dem Schutz des Urtheils stehen; auch kann man sich nicht

entschließen, in Heinrichs und Gabrielens Putz etwas Lächerliches zu finden.

Bald verschwanden die Moden des guten Heinrich, wie seine offene Staatskunst und seine ritterliche Munterkeit; man legte Bart und Mantel ab; man sah jene mit Bändern gezierten Kniebauschen entstehen, jene langen und weiten, von einem bis zum andern Ende beknöpften Röcke, jene rothen, aufgerollten Strümpfe, jene eckigen Schuhe, die ein so plumpes und lächerliches Ganze bildeten, und jene enormen Perücken, welche die Köpfe von Ludwigs XIV. Courtisanen entstellt hätten, wenn sie nicht so herrlich mit Palmen, Myrthen und Lorbern geschmückt gewesen wären. Während dieser Zeit erregten zwey Engländerinnen zu Paris, die man Anfangs auslachte, eine schnelle und große Revolution. Die giganteskeu Kopfzeuge verschwanden; die Damen kehrten zur Natur zurück; aber die kleinen Frauen, über einen Sturz, der sie so sehr verkürzte, erschreckt, erhoben, um sich Genugthuung zu verschaffen, um einen halben Fuß ihre Absätze.

Unter Ludwig XV. änderten sich die Moden noch immer; aber auf einmal wurden sie von aller Würde (?) und Anmuth entblößt: die gekräuselten und gepuderten Haare, die dicken Locken, das dunkelste Roth auf den Wangen, die Ueberladung der Schönpflästerchen, die hohen Absätze, die langen und spitzigen Taillen, die schwülstigen Reifröcke machten die Mahler trostlos, beleidigten den Geschmack, und hätten die Liebe erschrecken und verscheuchen müssen, wäre sie nicht von der Wirklichkeit der Reitze, der Grazie der Bewegungen, und dem Pikanten des Geistes, das die französischen Damen nie verläßt, zurück gerufen worden.

Die Männer waren damals nicht viel anständiger gekleidet; ihre großen Toupets en goutière, ihre kleinen, flachen Hüte unter dem Arm, ihre etriquirten Kleider, zu lang für Westen, zu kurz für einen

ordentlichen Rock, ihre langen Taschen und rothen Absätze, waren von Adel, Eleganz und Bequemlichkeit gleich entblößt. Unter Ludwig XVI. machte man in diesem Genre nur lächerliche Fortschritte; die Mode der niedern Kutschen und hohen Kopfzeuge kam zu gleicher Zeit in Aufnahme, so daß die Damen in den Kutschen auf den Knieen lagen.

Der gute König Ludwig XVI. hatte einen einfachen Geschmack; er liebte die Oekonomie und haßte den Luxus; der Hof hörte auf, sich reich zu tragen. Die Mode, da sie nicht müssig seyn kann, äußerte ihren Einfluß auf die Farben, und da sie keine neuen erfinden konnte, so varirte sie in Nüancen, und wechselte die Namen. Bald sah man flohfarbne Trachten, erstickte Seufzer-Farben, indiscrete Thränen-Farben, Gemüths-Unruh-Farben, Nymphen-Farben, Pariser Koth-Farben u. s. w.

In der Folge bemächtigte sich unser die Wuth, die Engländer nachzuahmen; ihre Stahldegen, ihre runden Hüte, ihre glatten Sättel, ihre zerbrechlichen wiski, ihre abgeschnittenen Fracks und leichten Jokey ersetzten und verdarben den französischen Geschmack; keine Auszeichnung des Standes, des Glücks, des Rangs wurde unter uns mehr beobachtet, und die Gleichheit des Costüms war die Vorgängerinn, die Verkündigerin und Einleitung jener Gleichheit der innern Bedingungen, welche, seitdem die Gestalt der Welt so sehr verändert, und an so vielen Proselyten, Martyrern und neuen Schlachtopfern schuld ist. Endlich erzeugte die Revolution, Frankreich umkehrend, neue Mittel zu gefallen, und sich zu distinguiren. Die Männer coeffirten sich à la romaine, die Frauen kleideten sich à la grecque: die Cothurne, die Gürtel, die leichten Draperien, die Cöffüren à la Titus wurden die Wonne der Einen; das Phrygische Häubchen der Putz der Andern; die Nacktheit selbst war auf dem Punct, die Lieblingsmode der Damen zu wer-

den, und die Durchsichtigkeit ihrer Gewänder rief jene antike Robe zurück, die man toga vitrea, die gläserne Tunica nannte, weil sie keinen der Reize verhüllte, die man kaum soll errathen lassen.

Wenn wir unserer Seits die Ausländer über ihre Gebräuche durchziehen, so sind wir nicht vernünftiger; denn wir haben uns nur zu oft als ihre Affen gezeigt, als daß wir sie sollten verdammen können. Einst waren die Moden und die Sprache der Spanier bey uns im Schwung. Medicis machte uns zu sehr zu Nachahmern der Italiener; während mehrere Jahre sah man uns mit Leidenschaft die Disciplin, die Tactik, die Kleidungs- und Strafarten der deutschen Soldaten copiren. Kant's Philosophie, Schwedenborgs Illuminatismus, die Schädellehre des Dr. Gall, Mesmers Somnambulismus, haben sich in Frankreich sehr leicht eingebürgert. Unser Interesse für unsere Seidenmanufacturen hat uns nicht vor den Moden Englands bewahrt, das uns mit seinen Musselinzeugen überschwemmt hat. Unsere schönen Französinnen kleideten sich als Pohlinnen, coeffirten sich als Chineserinnen, und schienen ihre artigen, eleganten und öconomischen Mäntelchen entscheidend aufgegeben zu haben, um von den Sultanen jene reichen und dichten Caschemirs zu entlehnen, die so viel Ehemänner zu Grunde richten, und diesen noch theurer zu stehen kommen, wenn nicht sie es sind, die sie bezahlen.

Unter dem Namen des Brauchs ist es, daß die Mode ihre Macht ausbreitet. Wie viele Widersprüche, Ungereimtheiten und Thorheiten hat diese fremde Gesetzgeberinn auf der Erden nicht annehmen und heiligen gemacht! Alle Völker können das nach einander bezeugen. Das Eine opfert Tribute, um in seinem Schooß ausländische Weiber zu besitzen; die Andern zwingen ihre Gefangenen sich unter einander umzubringen, oder sich zur Unterhaltung der römischen Damen, von Löwen zerreißen zu lassen. Am Ganges ist eine junge

Frau verbunden, sich zu verbrennen, weil die Gicht die Tage ihres gealterten Ehemanns geendigt hat. Und indeß arme Indianer keine Kuh tödten dürfen, um die Seele ihrer Mutter nicht zu verwunden, halten sich unwissende Amerikaner verpflichtet, ihre Väter, wenn sie schon zu alt geworden, aus kindlichem Mitleid umzubringen. Hier will es die Sitte, seine Frau und Tochter dem Fremden anzutragen: dort sperrt man sie zeitlebens ein, und läßt sie von Männern bewachen, die es aus einer abscheulichen Barbarey nur dem Namen nach sind; anderwärts übt man, aus Mißbrauch der heiligsten Gesetze, an Kindern die nämliche Grausamkeit aus, um die Oper mit schönen Stimmen zu bereichern. In Frankreich, zur Zeit der ersten Stämme, sicherten die Fürsten ihre Macht nur dadurch, daß sie ihren Verwandten die Augen ausstachen; und nichts heilte sie von der Gewohnheit, die Monarchie zu zerstören, indem sie sie theilten.

Die Wuth der Kreuzzüge, die den Occident entvölkerte, um den Orient zu verwüsten, dauerte, trotz der Rathschläge der Vernunft, und der Gründe der aufgeklärtesten Politik, fast 300 Jahre. In der Folge bedeckte die Mode der Sectenkriege Europa mit Unglück und Verbrechen, und die damalige Mode des Cothurns und des Dolches gefiel sich in einer traurigen Mischung von Demuth, Galanterie und Grausamkeit.

Endlich erschien das große Jahrhundert; es regierte Ludwig XIV.; die Mode verließ ihr tragisches Reich: sie ließ den Ruhm, die Vernunft, die Gerechtigkeit und Politik die Völker beherrschen, und beschäftigte sich, in ihr natürliches Gebieth zurückkehrend, nur mit unserm Geschmack und unsern Kleidern. Indeß erhielt sie uns, um noch einige Spuren ihrer alten Macht zu hinterlassen, die Mode der Zweykämpfe, und verpflichtete uns beständig im Namen

der Ehre, dasjenige auszuüben, was Religion und Gesetz verbothen.

Der Name „Mode" selbst kann dazu dienen, ihre Grillen zu erklären. Er will die Art zu seyn, zu handeln, oder zu reden, wie es wohlanständig sey, auszudrücken. Also bestimmt ein glänzender Erfolg, der bald der Schönheit, bald dem Geist, zuweilen dem Glück oder der Macht, oft auch dem Zufall angehört, die Art des Benehmens, um ihn gleichfalls zu erreichen. Man sucht diesen oder jenen Bewunderten nachzuahmen, und die Hoffnung, durch diese Nachahmung denselben Erfolg zu erzwecken, verblendet dergestalt, daß man ohne Unterschied die Eigenschaft der Person copirt, deren Aufsehen man beneidet; die Fehler selbst, als viel leichter anzueignen, copirt man zuweilen mit dem allergrößten Eifer!

Alexanders Höflinge hielten den Hals eben so gebogen, wie er selbst; es war ihnen leichter, seine Haltung nachzuahmen, als sein Genie. Wenige Frauen konnten sich schmeicheln, den Geist und die Anmuth Ninon's zu besitzen; deßwegen nahm der größte Theil ihrer Nebenbuhlerinnen nur ihren Kopfputz und ihre Unbesonnenheit an.

Ich trete in einen Salon; ich sehe mehrere Damen, beneidenswerth durch ihre Schönheit, Züchtigkeit, Bescheidenheit, betrübt fern von den Männern sitzen, und fast ganz von ihnen vergessen. In einer Ecke des Appartements vernehme ich ein Geräusch; ich gewahre eine mehr luxurios als geschmackvoll gekleidete Frau; ihre Taille ist gemein; ihr Teint hat hat nur eine geborgte Schönheit; ihre Stimme ist hart, ihr Blick dreist; sie ist von Anbethern umgeben; sie haben nur für sie Augen und Ohren. Ich frage meinen Nachbar, wer diese Frau sey? Es ist Madame Dorlis, sagt er, eine charmante Frau. — Aber sie ist nicht schön? — O nein! — Selbst nicht artig. — Es ist wahr. — Hat sie Geist? — Nicht

sehr, aber viel Weltton und Lebhaftigkeit. — Sie besitzt ohne Zweifel Talente? — Nein! — Was finden Sie denn für ein Verdienst an ihr? — Es ist eine Frau à la mode, eine charmante Frau. — — Einige Tage darnach sehe ich mehrere jener verlassenen Schönheiten, die mir aufgefallen waren, gekleidet und coeffirt wie Madame Dorlis; sie glaubten, indem sie ihren Putz nachahmten, die Männer an sich zu ziehen, welches der Gegenstand ihrer Eifersucht, Mad. Dorlis nur ihrer Lebhaftigkeit, ihrer Dreistigkeit und ihrer Coquetterie verdankte. Madame T...., Madame R...., blendend durch die Schönheit ihrer Formen, die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die Weiße ihrer Haut, die Eleganz ihrer Taille, kleiden sich eines Tages à la grecque, und verbergen uns wenig von ihren Reizen; man folgt ihnen auf ihren öffentlichen Promenaden, man umringt sie in den Cirkeln, man applaudirt ihnen im Schauspiel; die Bewunderung, die Trunkenheit haben den höchsten Gipfel erreicht. Tags darauf ist Paris mit langen, magern, dicken, kurzen, dünnen, gelben und schwarzen Frauenzimmern angefüllt, Busen, Arme und Hals entblößt, die dem Gelächter und der Critik Trotz biethen, und sich für Aspasien halten.

Ein junger Mann, von der Armee zurück kommend, fällt in eine Krankheit; sein Onkel wollte Herrn A., einen alten, sehr erfahrnen Arzt hohlen lassen; die Gesellschaft widersetzt sich: das wäre ein Mord — man muß durchaus den Doctor S. kommen lassen. Ist er gelehrt? — Nein! — Ist er thätig? — Er hat nicht Zeit dazu. — War er bey den Spitälern? — Pfuy doch! er sieht nur die gute Gesellschaft. Worin besteht denn also sein Verdienst? Er glaubt nicht an die Arzneykunst; er ist ein charmanter Mann, voll Geist: er erräth Ihre Krankheit, wen er Sie nur ansieht; er spricht zum Verwundern über Politik, alle Frauen sind in ihn vernarrt. Der

Aeskulap macht kurze Visiten, gibt kleine Syrupe, und große Hoffnungen; der junge Offizier stirbt, und der Doctor bleibt nicht minder der Medecin à la mode.

Alles hängt von den Damen ab; wir sind immer das, was sie wollen, daß wir seyen, und es ist sehr gegründet, wenn Guibert sagt: Les hommes font les lois, les femmes font les moeurs.

Einiges über den Phönix.

Zuerst hier was Tacitus (1154—57) über diesen Wundervogel vorbringt:

Unter dem Consulat des Paulus Fabius und L. Vitellius, ließ sich nach einer langen Reihe von Jahrhunderten der Vogel Phönix wieder in Egypten sehen, und gab den Gelehrten des Landes, theils Eingebohrnen, theils Griechen, Gelegenheit, über dieß Wunder allerley Urtheile zu äußern. Ich will dasjenige, worin sie alle einstimmig sind, und von dem, was unentschieden ist, das Wissenswertheste mittheilen.

Daß dieß Thier der Sonne heilig, und durch Kopf und Farben seiner Federn von allen Vögeln verschieden ist, das sagen alle, die seine Gestalt beschrieben haben. Von der Zahl der Lebensjahre sind die Erzählungen nicht einstimmig. Die gemeinste setzt sie auf fünfhundert. Einige versichern aber, daß eine Epoche alle Mal 1461 Jahre daure; und von dem vorigen Phöniren soll der erste unter Sesostris, der zweyte unter Amasis Regierung, der letzte unter Ptolomäus, welcher der dritte Macedonische König war, gegen die Stadt Heliopolis geflogen seyn, unter einem großen Gefolge anderer Vögel, welche die neue Gestalt bewunderten.

Indeß, das Alterthum hat seine Dunkelheiten. Vom Ptolomäus bis zum Tiber sind noch nicht 250 Jahre verflossen, daher einige diesen für einen falschen Phönix gehalten haben, der nicht aus Arabien gekommen sey, und nichts von dem beobachtet habe, was die Alten von ihm versichern.

Er soll nämlich, wenn die Zahl seiner Jahre *) voll ist, und der Tod sich nähert, sich in seinem Lande ein Nest bauen **), und dasselbe beschwängern, so, daß ein junger hervorkomme, der sobald er groß wird, zuerst besorgt ist, seinen Vater zu begraben, und das nicht aus bloßem Instinkt, sondern, er hebe erst (sagt man) ein Bündel Myrrhen auf, mache damit einen langen Weg zur Probe, und wenn er sich dann der Last gewachsen, und zur Reise kraftvoll finde, so lade er des Vaters Leichnam auf sich, bringe ihn auf den Altar der Sonne ***) und verbrenne ihn da. Dieß ist ungewiß, und hat dichterischen Zusatz. Daß übrigens dieser Vogel in Aegypten zu Zeiten sich sehen lasse, ist außer Streit.

Nicht leichtlich konnte den alten Romanciers ein erwünschteres Object aufstoßen als der Phönix. So schildert der Verf. des Romans: Historie du St. Greaal, ihn also: da kam daher ein gar sonderbar gestalteter Vogel; schwarz wie Pech war sein schlangenartiger Kopf, roth waren seine Augen, und Zähne, gleich glühenden Kohlen; er hatte den Hals eines Drachen, die Brust eines Löwen, die Klauen eines

---

*) Die Zahl 1461, welches die Aegypter das große Sonnenjahr, auch das Jahr Gottes nannten, und das alsdann zu Ende geht, wenn Sonne, Mond, und die übrigen 5 Planeten, in eben dem Zeichen wieder zusammentreffen, in dem sie bey dessen Anfang gestanden haben.

**) Andere wollen lesen: bauet sich ein Nest von Weihrauchzweigen.

***) Nach Heliopolis in Aegypten.

Adlers. Vorn an an der Brust befanden sich zwey große Flügel, hart und schneidend, wie scharfgeschliffener Stahl, nach hinten zu zwey andere, weiß wie Schnee, rauschend im Fliegen, wie Hagel im Gewittersturm. Spitzig war sein Schweif, einem Degen gleich, flammend wie ein Blitzstrahl.

Von dem Entstehen des Phönix lautet es dann: Nicht mehr als ihrer drey dieses Vogelgeschlechts können auf einmal geboren werden. Das Weibchen legt drey Eier, ohne mit dem Männchen Gemeinschaft gehabt zu haben. Diese Eier sind aber so außerordentlich kalt, daß nur die Mutter dieselben berühren kann, und sie selbst wird so kalt, daß sie nicht zu berühren ist. Hat sie nun Frost genug geduldet, fliegt sie in's Thal Hebron, wo sie den Stein Pirasiste findet, der von unendlicher Hitze ist. Wer ihn berührt, wird von der Hitze sogleich roth wie Blut. Die Mutter aber glaubt, die Hitze sey noch nicht groß genug, und fliegt mit ihm zum Neste. Aber da hat schon die Hitze ihren Körper durchbrannt, sie weiß, auch die Eier würden anbrennen, käme denselben der Stein zu nahe, daher legt sie ihn nur fern; er aber brütet dennoch die Eier aus. Die Mutter aber verbrennt und es bleibt nur einige Asche und zähe, nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eiern entstehen zwey männliche Vögel und ein weiblicher, die sich, so lange bis sie zu Kräften gekommen sind, von der Asche der Mutter nähren, dann essen sie nie wieder. Die beyden Männchen sind stolz und jedes will das Weibchen haben, und beherrschen. Es kömmt darüber zum Kampf. Beyde bleiben todt auf dem Kampfplatze, und nur das Weibchen, Serpellions genannt, bleibt zurück, um dereinst auf gleiche Weise sich wieder fortzupflanzen, und zu zerstören.

Der phantastische Reisende Manderille oder de Montevilla verlautbart sich über den Phönix wie folgt:

In Egypten liegt eine Stadt, die heißt Eliopole, oder Dersole, auf Teutsch: die Sonnenstadt. In derselbigen Stadt ist ein Tempel gebauet nach dem Tempel zu Jerusalem, er ist ihm aber ganz ungleich. Die Pfaffen in selbigem Tempel haben geschrieben von der Stunde des einigen Vogels in der Welt, der Phönix genannt ist, also wenn er sterben, und wieder werden soll. Wenn die Zeit kommt, so bereiten die Pfaffen einen Altar im Tempel, und so er fünfhundert Jahr gelebt hat, kommt er geflogen auf den Altar, sich selber zu verbrennen, und sich zu erneuern. Das sagten mir die heydnischen Pfaffen und ließen mich ihr Geschrift sehen, und lesen, die sie davon haben. Also wenn die Zeit kommt, daß er sich verbrennen soll, so legen die Pfaffen Dornen, und lebendigen Schwefel und andere Kräuter auf den Altar, und auf die Staude, so er fünfhundert Jahr gelebt hat, kommt er auf den Altar geflogen, und von dem geschwinden Wind, den er mit sich bringt, so zünden sich die Dornen und der Schwefel an, und verbrennt den darin zu Asche, und so das Feuer erlischt, so findet man ein kleines lebendiges Würmlein in der Asche liegen. Des andern Tages wird das Würmlein zu einem Vogel, des dritten Tages wird es vollkommen und fleugt hinweg. Und darinn vergleicht man den Vogel Gott dem Herrn der am dritten Tage erstand vom Tode. Man sieht ihn auch dick fliegen, denn er ist den mehren theil daselbst, oder in Arabien, und ist ein wenig größer denn ein Adler, und hat eine Krone auf dem Haupt, größer denn ein Pfau hat, und ist ihm der Hals scheinbar. Der Schwanz rothstreiffelt allenthalben. Ich habe ihn wissentlich zweymal sehen sitzen, aber dick fliegen, seine Flügel sind Purpurfarbe, der Rücken blaufarb, und ist gar lustig zu sehen, so die Sonne scheinet, und denn so glänzet er, und erzeiget alle seine Farben.“

Rollenhagen. (der Verf. des Froschmäuselers?) und nach ihm, Zeiler, sagt.

„Es meynen die Gelehrten, es sey nie ein Vogel geweßen, sey auch noch nicht, des Namens, der Gestalt, oder Werk, sondern es sey eine litera hieroglyphica, ein heiliger Buchstab. Also, daß dieser Phönix bedeute, daß die Sternen-Kunst erst aus Phönicia, da nachmals die Juden gewohnet, kommen sey in die anderen Länder, und die ganze Welt bedeute: der guldene Kopf, den Himmel mit seinen Sternen, der bunte Leib, den Erdboden; die blaue Brust und der Schwanz, das Wasser, und die Luft, das um und durch den Erdboden herfleust. Dieser Phönix aber, oder diese Welt, bestehe so lange, biß der Himmel so oft herumbgehe, daß er und alle Sternen wiederumb in sein Nest also und auf derselben Stäte zustehen komme, darin er war, als er zuerst von Gott erschaffen ward. Denn wenn das geschicht, so sey der Phönix todt, und habe die alte Welt ihren Lauffe vollbracht, und gehe alles wiederumb von neuen an. Das nennen sie Annum sidereum magnum, das große Welt-Jahr. — Wie viel Jahr aber dahin seyn, daß solche Veränderung, und Verneuerung des Himmelslauffes komme, haben die Gelehrten noch nicht ausrechnen können. Und weil ein jeder seine eigene Rechnung hat, so wird das Leben dieses Phönicis ungewiß gesagt.

Schlüßlich möge noch eine Anecdote von der Königin Christina von Schweden hier eine Stelle finden. Diese große Frau ließ 1665 eine Medaille prägen mit einem sich verbrennenden Phönix auf dem Revers und dem Worte „*ΜΑΚΕΛΛΩΣ*“ ꝛc. diese Aufschrift vermochte Niemand zu enträthseln; die Gelehrten, in den Glossarien vergeblich nachsuchend, geriethen in Verlegenheit, denn etwas Gelehrtes, setzten sie voraus, müsse denn doch dahinter stecken. Davon war aber gar keine Rede; es war ein bloßer

Scherz. Die Aufschrift galt buchstäblich und zwar deutsch, nähmlich „makellos" vulgo tadellos. Die Königin, als sie dieß erklärte, lachte; und die Gelehrten lachten nicht.

Jacob Ensle in Constantinopel. *)

Wer Pouquevilles und Beauvoisins Reisen nach und in dem Orient gelesen hat, wird sich erinnern, daß sie bey manchen, vorzüglich bey einigen auffallenden Erörterungen über das Serail und den Harem in Constantinopel als Gewährsmann einen deutschen Gärtner mit Nahmen Ensle nennen. Die meisten dieser Angaben jedoch hatten das Schicksal von deutschen Recensenten für Erdichtungen gehalten und etwas hart mitgenommen zu werden. Unter Andern hat auch die Minerva 1806, Decemberheft, eine solche Critik geliefert, die ganz gemacht ist, die Glaubwürdigkeit obiger Reisenden zu beeinträchtigen und die jenes Deutschen, auf den sie sich berufen, ganz in den Schatten zu stellen, um so mehr als Herr von Archenholz, ein Mann von Gewicht, eine Note angehängt, welche für die Autorität seines Recensenten sprechen muß. Als dieser Aufsatz in der Minerva erschienen war, ermangelte Herr Ensle (ein Rastädter, also eine wirkliche existirende Person) nicht, dem Redacteur derselben seine Berichtigungen einzusenden. Er that dieß in einer versiegelten Zuschrift unterm 23. April 1807 frey

*) Herrn von Hammers vortreffliches Werk: Constantinopolis und der Bosporos, aus dem sich hier so Manches würde haben berichtigen und ergänzen lassen, war leider noch nicht erschienen.

Spätere Anmerk.

Frankfurt, directe an den Redacteur der Minerva. Allein da der Brief nicht völlig frankirt war, so ließ Herr v. Archenholz ihn uneröffnet zurück laufen, und scheute sich sofort nicht, den Einsender im Februarheft der Minerva von 1808 unter der Aufschrift: „Rüge einer deutschen Unart" selbst derb abzutrumpfen; Gründe genug, jeden, der die Gelegenheit hat, aufzufordern, den Charakter unsers deutschen Landsmanns in das rechte Licht zu setzen. Der würdige Bearbeiter von Beauvoisins „Nachrichten über den Hof des türkischen Sultans ꝛc.", Herr Keßler (damals großherzogl. Badenscher Major) that dieses auch seiner Seits, indem er sich der Sache des Hrn. Ensle mit verdienter Wärme annimmt, und die schriftliche Mittheilung desselben (1811 Hofgärtner in Rastadt) abdruckt. Hier wollen wir sie den betreffenden Puncten der erwähnten Critik einschieben, überzeugt, daß die Leser nicht nur an der entschiedenen Rechtfertigung unsres Landsmanns Antheil nehmen, sondern an den unterhaltenden Gegenständen, die dabey zur Sprache kommen, Interesse finden werden.

Mit dem Titel: „Fragment eines Schreibens an den Herausgeber der Minerva, den Harem des Großsultans betreffend" liest man im Decemberheft der Minerva 1806, S. 519 ff. Nachstehendes: ———

„In großer Entfernung von Ihrer Stadt, lese ich erst jetzt das Juliusheft der Minerva von 1805, und finde darin eine sonderbare Stelle des Reisenden Pouqueville, der mit allen Umständen seinen Besuch im innern Harem des Großsultans beschrieben hat; eine Erzählung so merkwürdiger Art, in Ansehung des Gegenstandes, daß sie eine nähere Beleuchtung verdient. Sie wissen, daß ich lange in Constantinopel gelebt habe, und daß folglich meine Bemerkungen und Zweifel nicht ganz die eines unberufenen Kritikers sind." *).

*) Der Herausgeber der Minerva kennt den Brief-

Hier sind einige derselben, etwas nachläßig hingeworfen, und Ihrem Gebrauch überlassen.

Nach Pouqueville's Erzählung war der Gärtner des Großsultans, der die Einführung dieser Franzosen, dieser Christen, im Innern des kaiserlichen Harem veranstaltete, und sie auch daselbst verrichtete, ein Deutscher aus Rastadt, Mr. Jaques genannt. Dieß ist so gut, als wüßten wir seinen Namen gar nicht, da durch die Versteckung des Zunamens sich niemand nach dem Mann erkundigen kann, auch keiner in Rastadt aufzutreten im Stande ist, um der Sache zu widersprechen; denn es kann ja mehrere Jacque's geben." — Hierauf erklärt Hr. Ensle wie folgt: Im Jahr 1794 wendete sich der Großsultan Selim III. wegen eines deutschen Gärtners, dem die verschiedenen Zweige dieser Kunst in Europa, hinlänglich bekannt wären, an den k. k. Oesterreichischen Internuntius, Baron von Herbert, der wegen seinem langen Aufenthalt in Constantinopel, daselbst allgemein beliebt und geschätzt war. Ich befand mich damals in Wien, bey meinem Stiefbruder Franz Boos, der als k. k. Garten- und Menagerie-Director, so wie auch als botanischer Gärtner in Schönbrunn, angestellt war und es noch ist. — Durch gedachten Kanal gelang es mir, den Posten eines Obergärtners der Bostandgi's im Serail zu erhalten, welcher vormals noch keinem Christen zu Theil wurde; unter Selims III. milder Regierung machte man von der Regel eine Ausnahme.

Am 28. August 1794 erhielt ich mein Anstel-

---

steller als einen trefflichen Kopf, der viel und weit gereiset ist, viel gesehen, und mit großem Nutzen gesehen hat. Es wäre zu wünschen, daß er seine gesammelten Bemerkungen der Welt mittheile, da besonders die den Orient betreffende, einen Schatz von neuen, noch nie berührten Materien aufstellen würden.

lungspatent aus Constantinopel, mit der ausdrücklichen, von mir nicht einmal nachgesuchten Bewilligung, des freyen Genusses des Weins im Serail. Die Ursache wegen diesem Punkt, habe ich in der Folge eingesehen: viele angesehene Türken kamen späterhin zu mir, diesen Trank bey mir zu genießen, und nahmen bey ihrem Weggehen Vorräthe davon mit sich, die allem Vermuthen nach, höhern Orts genossen wurden.

Nachdem ich mich durch einen Briefwechsel, auf drey Jahre zum Dienste der hohen Pforte verpflichtet hatte, reiste ich den 1. September 1794 von Wien ab. Meine Reise ging durch Hungarn, Siebenbürgen bis Hermannstadt; von da nach Bucharest, die Hauptstadt der Wallachey und Residenz des Fürsten Murussi, welcher von meiner Ankunft unterrichtet war. Hier war ich wohl empfangen, gut bewirthet, und der Fürst ließ mir die benöthigte Fuhre, Lebensmittel, und 7 armirte Arnauten als Bedeckung mit geben, welches nöthig ist, weil man in diesem Land gewöhnlich nicht in Ortschaften, sondern unter freyem Himmel übernachtet. Ich kam durch Adrianopel den 25. October in Constantinopel an. Hier war ich eingeschiffet und nach dreyviertelstündiger Fahrt auf dem Kanal, laudete ich bey der Wohnung des Bruders von vorgedachtem Fürsten Murussi, damaligem Dollmetscher der hohen Pforte. Während neun Tagen genoß ich hier die beste Aufnahme. Nach dieser Frist wurde ich wieder eingeschifft, und nach Pera gebracht, allwo mir eine Wohnung bey einem armenischen Handelsmann, neben dem Hotel des Dänischen Gesandten, Herrn Baron von Hübsch, welcher beym Sultan einer vorzüglichen Achtung genoß, gemiethet wurde. — Dieser übernahm es dann auch, aus Auftrag vom Oesterreichischen Internuntius, welcher abwesend war, den Tag nach meiner Ankunft, mich dem Sultan Selim in meiner Landestracht vorzustellen. — Von Pera fuhr ich täglich nach Constantinopel, meine Arbeiten zu be-

ginnen und fortzusetzen: zwey Monate wohnte ich zu Pera, bis mir im Serail an der Gartenmauer eine bequeme Wohnung erbaut war. Diese bestand aus vier geräumigen Zimmern nebst Küche, und war das Werk von gedachter Zeit, das heißt, alles im leichten Styl türkischer Bauart.

Nach kurzem Aufenthalt in Pera erhielt ich durch Herrn Baron von Hübsch, auf des Sultans Befehl, türkische Kleider. Der Anfang meines neuen Kostüms wurde mit Rasiren des Kopfes begonnen; hierauf ward ich wie ein Muselmann gekleidet, nur mit dem Unterscheidungszeichen, statt des Turbans den Kalback, so wie ihn alle Dollmetscher tragen.

Achmet Bey, ein Günstling des türkischen Kaisers, war Oberaufseher der Gärten im Serail. Ich kam ganz unter den Befehl dieses sehr wichtigen Mannes. Er war meine Stütze und mein Schutz, und keiner außer ihm hatte mir in diesem Gouvernement das Geringste zu sagen.

Lange Zeit blieb mir der Dienst als Obergärtner im Serail äußerst angenehm; allein es ergaben sich nach und nach zu viele Gelegenheiten, gegen die türkischen Sitten und Gesetze anzustoßen, die mir, unerachtet eines sehr beträchtlichen Gehaltes, dennoch meine Lage nicht allein verdrüßlich, sondern auch gefahrvoll machten. Sie alle anzugeben, dürfte der Raum dieser Blätter nicht gestatten; ich erlaube mir deßhalb nur einige kurzgefaßte Erläuterungen über die vorangeschickte Kritik mitzutheilen, und sodann diejenigen Motive in abgebrochenen Sätzen als Folge darzulegen, die für mich geeignet waren, Constantinopel und seine Herrlichkeiten mit dem ruhigern Aufenthalt im Vaterland wieder zu verwechseln.

Die Minerva fährt fort: „Die europäischen Türken haben gar nicht den Gebrauch, Christen zu ihrem häuslichen Dienst zu gebrauchen; doch könnte Mr. Jacques — obgleich in der Erzählung kein Wort dieß

anzeigt — ein Renegat gewesen seyn, in welchem Falle eine Ausnahme zu machen wäre. Die Renegaten werden aber von den Türken verachtet, und gerade wegen der Ablegung ihres Glaubens, mit Mißtrauen behandelt. Ist es also wohl wahrscheinlich, daß der Großsultan die Aufsicht seiner Gärten im Serail, die mit dem Harem zusammenhängen, einem Renegaten anvertraut haben sollte?" — Dagegen Herr Ensle: So wenig ich mich dazu würde verstanden haben, ein Renegat zu werden, eben so wenig hat man über diesen Punkt während meines beynahe achtjährigen Aufenthalts im Serail, auch nur die mindeste Frage an mich gethan. Herr D***, der sich als Berichtiger der Reise Pouqueville's im Decemberheft 1805 der Minerva aufwirft, hat, wo nicht immer, doch in dem Puncte recht: daß Renegaten, wegen Ablegung ihres Glaubens, mit Mißtrauen behandelt werden. — Bey mir traf indessen dieser Fall niemals ein; ich trat in den Dienst des Sultans als Christ, und verließ denselben wieder, unangefochten als solcher.

„Zufolge der Beschreibung Pouqueville's (lautet es in der Minerva weiter) sind sowohl der große als die kleinern Gärten des Kaisers so unbedeutend, daß der kleinste Edelmann in Europa sich nicht damit begnügen würde; auch fand sich keine Frucht, Pflanze oder Blume darin, die der Aufmerksamkeit der Reisenden würdig war. Zu dieser so geringen Cultur also sollte der Großsultan einen Ausländer annehmen, dem er 6000 Piaster jährlichen Gehalt gibt? Wenn die Sache sich so verhält, so muß man gestehen, daß Mr. Jaques ein glücklicher Mann war, einen solchen Platz gefunden zu haben; aber ganz unglaublich unvorsichtig war es, einen so ansehnlichen jährlichen Gehalt, dessen sich wenige Minister an den großen deutschen Höfen rühmen können, und selbst sein Leben zu wagen, bloß um die Neugierde einiger Fremden zu befriedigen.

Mr. Jaques hatte sich die Schlüssel zum Eingang des Harems verschafft; zu den geheimen Zimmern der Sultaninn Valide; nicht etwa zum Gartenhause, nein! zu dem heiligen Aufenthalt selbst, der durch Religions-Grundsätze, durch alle Sitten, durch Eifersucht und türkischen Stolz beschirmt, und von Verschnittenen sehr genau bewacht wird!!! Aber wie hat Jaques sich diese Schlüssel verschafft? Wer konnte sie in Verwahrung haben? Man sollte doch denken, der kommandirende Officier der Bostandgiswache, oder der Befehlshaber der Verschnittenen; denn der Schlüssel zu einem festen Schlosse, oder von irgend einem Eingang zu demselben, befindet sich doch nicht in den Händen eines alten Thorwächters." — Darauf sagt Herr Ensle: „Was die Unbedeutenheit der Gärten des Serails betrifft, wovon Herr Pouqueville sagt, daß ein kleiner Edelmann selbige in Europa weit schöner habe; so ist diese Angabe, relativ betrachtet, Wahrheit. Wir besitzen weit fürtrefflichere Privatgartenanlagen, als jene Gärten an den orientalischen Höfen es sind. Die damalige Mode der Europäer huldigte, in Betracht der Gärten, dem englischen Geschmack; in Constantinopel dominirte französische und holländische Sitte. Jedoch waren diese Gärten in ihrer Art schön; sie wurden wegen ihrem angenehmen Schatten beybehalten, ein sehr wesentliches Bedürfniß für dieses heiße Klima! Hätte ich dorten Wiesenthäler mit Schlangenwegen anbringen wollen, so würde ich den Beyfall der Türken durchaus verfehlt haben. Sie lieben weder erfreuliche Aussichten noch Natur, sondern momentanen Genuß, und Vergnügen. Ich mußte mich nach diesen Launen richten. — Ueberdieß umgibt das Serail eine 62 Schuh hohe Mauer; ich konnte demnach von keiner Ansicht, deren sehr viele und merkwürdige vorhanden sind, Gebrauch machen, weil dieß alles für Osmanen keinen Reiz hat. — Die Ursache der hohen Mauer ist keine andere, als die im

Garten lustwandelnden Weiber des Großherrn vor jedem männlichen Blick zu bewahren. Dieser Gebrauch hoher Mauern herrscht allenthalben in diesem Reich.

Da ich hier einmal von den Gärten des Serails rede, so erlaube man mir noch einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Der Garten des Serails besteht aus mehreren Alleen, Bögen und Laubgängen, mit Jasminum officinale, Passiflora coerulea, Phaseolus caracalla und verschiedenen Rosenarten überschattet. — Bassins und Wasserfälle, deren Grund und Wände aus Marmor bestehen, geben ihm Zierde. Eine schätzbare Sammlung von Kupferabdrücken hat Herr Melling in Paris (ehemaliger Architekt der Hadidge Sultaninn, Schwester des Kaisers) als Ansichten des Serails, Constantinopels und seines Bezirks herausgegeben, durch dessen Güte ich mehrere Blätter aus dieser Sammlung als schätzbare Andenken erhalten habe.

Rechts im Garten stößt das sogenannte Frankkiosk ans Meer. Auf seinen beyden Seiten befindet sich eine Orangerie im freyen Grund; sie wird im Winter mit einem hierzu eingerichteten Dache bedeckt. Dieser Kiosk wird der ausländische Pavillon genannt, weil er nach europäischer Bauart angelegt, und statt überladener Vergoldung mit Malereien ausgeziert ist. An seiner Decke hängt ein krystallener Kronleuchter herab, welcher vom englischen Gesandten, Lord Elgin, im Namen seines Königs, dem Sultan verehrt wurde; man schätzt seinen Werth auf 1500 Pfund Sterling. Ingleichen befand sich hier eine sehr kostbare Penduluhr, welche, wann sie spielte, die Musik eines vollständigen Orchesters hören ließ. Sie war ein Geschenk des spanischen Ministers. Der Künstler, der sie in Wien verfertigte, und nach Constantinopel brachte, erhielt, ohne ihren Werth zu rechnen, bloß um sie an Ort und Stelle zu bringen und

aufzustellen, 6000 Piaster, für diese Mühe und seine Reise.

Was edle Gartenfrucht und Blumen betrifft, so waren diese in den Gärten des Serails in Menge, und weit vollkommener als bey uns vorhanden; das vortreffliche Klima trug hierzu schon alles bey. Im Simpil Pachtchesser (Hyazinthen Garten) hatte ich allein für 16,000 fl. Hyacinthenzwiebeln, die ich auf einmal aus Holland kommen ließ, und für mehr als 6000 fl. Ranunkeln, Anemonen ꝛc. angepflanzt. — Die köstlichen chinesischen Blumentöpfe, die zu tausenden vorhanden waren, und wovon das Stück 150 bis 200 Piaster kostete, hat Herr Pouqueville übersehen. — Ich habe in solchen Töpfen Gurken gezogen, und selbige dem Großherrn am Bairamsfest überreicht, wo sie allgemeinen Beyfall fanden; bey uns würde jede andere Frucht vorgezogen worden seyn. Ingleichen zog ich Ananas, welche die ersten waren, die im Serail je gespeist worden sind; sie erhielten indessen keinen Vorzug.

Es hat seine volle Richtigkeit, daß ich mehrere am Hofe des Sultans accreditirt gewesene europäische Gesandten, und auch Herrn Pouqueville ꝛc. in das Serail und den Harem eingeführt habe. Aber dieß geschah immer in Abwesenheit oder im Einverständniß weniger Schwarzen. Ich mußte hierbey den Zeitpunkt in Acht nehmen, wo der ganze Hof abwesend war. Meiner längern Bekanntschaft an diesem Hofe, meiner Beschäftigung allda hatte ichs zu verdanken, daß mir die Schlüssel, selbst zu den heiligsten Stellen des Serails, anvertraut wurden. Bey Einführung eines Fremden hatte ich mich nur vor jenen Türken zu hüten, in denen der Religionshaß gegen die Dgiauer (Jauer) noch zu sehr dominirte.

Die Schlüssel des Harems mußten mir überdieß bey allen Gelegenheiten, wo die Damen und ihre Sklavinnen abwesend waren, dargebracht werden,

weil ich ebenfalls die Besorgung über ihre Gärten hatte. Waren sie vorhanden, dann ließ ich dem Kislar-Aga durch meinen Bostandgy melden, daß ich im Garten zu thun hätte, der sodann mehrere Verschnittene befehligte, mich und meine Arbeiter zu begleiten und zu bewachen.

Die Minerva weiter: „Alle obige Zweifel aber sollen sich heben durch den Umstand, daß der ganze Harem nach Besick-Tasch transportirt war. Dieß wäre freylich etwas, wenn der Gedanke, einen Harem von drey hundert und fünfzig Weibern mit allen ihren Sklavinnen zu transportiren, nicht eben so vielen Zweifeln unterworfen wäre, wie die Sache selbst, die dadurch wahrscheinlich werden soll.

Es wird durchgehends in Constantinopel angenommen, daß der Sultan ungefähr 350 Weiber zum Luxus hält; wenn man nun einer jeden nur eine Sklavinn gibt, so machen dieß 700 weibliche Geschöpfe. Diesen ganzen Schwarm sollte der Sultan dießmal — denn man hat in Constantinopel nie von einem ähnlichen Einfall des Kaisers gehört — mit sich führen, um eine kurze Zeit ein Lustschloß zu bewohnen. Das scheint unglaublich. Die Weiber werden gewöhnlich nur in der Stille und in verdeckten Gondeln transportirt. Diese Gondeln aber sind so klein, daß unter der Deckung kaum drey oder vier Personen Platz finden; zweyhundert solcher Gondeln würden nicht hinreichen, und ein Aufsehen erregen, das die Türken mit ihren Weibern gar nicht machen; denn dawider streiten Sitte, Gesetze und Religion. Bey meinem langen und wiederholten Aufenthalt in Constantinopel, habe ich oft gehört, daß, gerade um Aufsehen zu vermeiden, der Sultan nie mehr als eine oder zwey Damen mit sich führt, wenn er aufs Land geht.“ — Dagegen Herr Ensle: Daß der ganze Harem von 350 Weibern nach Besick-Tasch transportirt wird, kommt dem Herrn Berichtiger D*** ganz unglaublich

vor; aber es ist dennoch Wahrheit, wenigstens habe ich mich fünfmal mit eigenen Augen davon überzeugt. Ich war mit im Gefolge, mußte den dortigen Garten ebenfalls in Stand setzen, und die Zubereitungen zur Aufnahme mit besorgen helfen. — Unter vorgedachter Anzahl Weiber, beehrte zu meiner Zeit den Großsultan nur fünf vorzüglich mit seiner Gunst, und unter diesen hatte er noch eine Favoritinn, der ich, vor allen andern, meine schönsten Blumen schicken mußte. Die andern Weiber sind alle als Sklavinnen zu betrachten, nur mit dem Unterschied, daß unter ihnen wieder Auswahlen, wie an den europäischen Höfen, statt finden. Man wählt nemlich unter diesem weiblichen Personal, Hofdamen für die begünstigten Frauen des Kaisers und für die Valide Sultaninn aus. — Die begünstigten Frauen, werden beym Leben des Kaisers sehr hoch geachtet; nach seinem Ableben kommen sie in das Aeski = Serail, oder alte Schloß, wo sie lebenslänglich gut verpflegt werden. Nur diejenigen, welche Mütter geworden sind, bleiben in ihrem vollen Glanz; sie werden als Sultaninnen ausgerufen, behalten lebenslänglich ihren Hofetat, und erhalten nach dem Tode des Sultans, ausser dem Serail, ihre Wohnungen.

Um nun zu begreifen, wie ein großer Troß türkischer Weiber auf Gondeln, nach irgend einem Lustschloß des Kaisers kann transportirt werden, muß man sie, mit eigenen Augen, sitzen gesehen haben. — Nicht vier Damen — nach der Angabe des Herrn D*** — sondern zwölf haben vollkommen Raum, in denen zu obigen Zweck bestimmten Fahrzeugen. —

Fährt der Kaiser spazieren, seine Mutter oder Schwestern zu besuchen, dann nimmt er keine Damen mit sich, weil die dortigen Gesellschafterinnen seiner Fantasie allenfalls zu Gebot stehen; reist derselbe aber incognito, dann nimmt er nur seine Favoritin, und einige Sklavinnen mit sich, welches oftmals

im Frühling geschicht, ehe und bevor der ganze Harem aufs Land zieht.

Im Früh- und Spätjahr pflegte Sultan Selim III. sich nebst seinen Frauen in Tou-Capi Harem, im Sommer auf dem Lande und im Winter im Aeski-Serail, aufzuhalten.

Nach Mr. Pouqueville's Versicherung (lautet es ferner in der Minerva) waren in den Zimmern der Sultaninn keine Möbeln, ausser einigen Comoden. Es läßt sich nicht wohl denken, daß Damen ohne Möbeln sind. Tandur Sopha, Teppich, Blumentöpfe, lange sehr prächtige Tabackspfeifen (die Türkinnen rauchen so wie die Männer) Musik-Instrumente, Kronleuchter, Waschgeschirr, Wand- und Handspiegel u. s. w. sind einer türkischen Dame sehr nöthig, wie einer Europäerinn ihre Toilette-Möbeln.

Die Aufbewahrungszimmer aller dieser nöthigen Dinge, können doch wohl nicht weit vom Wohnzimmer der Gebieterinn seyn; indessen hat Mr. Pouqueville von allen diesen Dingen nichts gesehen, und war doch, wie er versichert, im Wohnzimmer der Valide-Sultaninn. Waren die Möbeln etwa auch nach Besick-Tasch transportirt? oder war das Wohnzimmer der Sultaninn Mutter vielleicht ein, ausser dem letzten Bezirk des Serails gelegenes Garten Pavillon Zimmer? — Es giebt dort, wie ich weiß einen solchen, welcher zu dem der Valide-Sultaninn gehörigen Gebäuden mitgezählt wird. Vielleicht sahe Pouqueville einige dieser Gemächer, wo welche von den geringsten Sklavinnen der Sultaninn wohnten; Sklavinnen, die gewöhnlich zu den niedrigsten Diensten gebraucht werden. Diese Weibspersonen haben nicht einmal in das Innere des Harems Eingang, weil ihre durch solche Arbeit schmutzigen Kleider, die Atmosphäre der Damen verpesten würden.

Die Badwanne, von welcher Mr. Pouqueville eine Beschreibung macht, ist für jemand, der die tür-

kischen Bäder kennt, eine ganz besondere Erscheinung. Die Türken baden in marmornen Stuben, die so geheizt werden, daß eine überfließende Transpiration erfolget, sodann begiessen sie sich mit heißem Wasser, um den Schweiß abzuwaschen, das ablaufende Wasser rinnt in kleinen am Fußboden angebrachten Ableitungen fort; sie sitzen dabey auf marmornen Bänken, die so breit sind, daß sie sich darauf legen können, um sich die Glieder ausrecken zu lassen. Man sieht leicht auf den ersten Blick, daß eine Badwanne hier ganz zweckwidrig ist, indem sich der Badende in seinem eigenen Schweiß alle die Unreinlichkeiten wieder an sich ziehen würde, deren Entledigung doch der Zweck des Badens ist. —

Herr Ensle erwiedert hierauf: Was die Zimmern der Damen betrifft, so sind darinnen keine andere Möbels, als rings herum an den Wänden Sopha's, Vasen für Rauchwerk und wohlriechende Wasser, und Blumentöpfe. Befinden sich die Frauen auf dem Lande, dann werden obgedachte Gegenstände an einem verschlossenen Ort in Verwahrung gebracht; die Damen waren eben damals auf dem Lande, als ich Herrn Pouqueville in den Harem einführte; es konnten demnach gedachte Möbeln nicht von ihm gesehen werden. — Nur im Halbet Saale wo die Damen zusammen zu kommen pflegen, wo die Sklavinnen Musik machen, und tanzen, bleibt alles unverändert. Hier sind alle Gattungen von Kronleuchtern, Spiegel, Uhren und Springbrunnen angebracht, aber keine Sessel, keine Commoden. (Bey den vornehmen Türkinnen ist das Tanzen nicht im Gebrauch, sie lassen sich, gegen Bezahlung, vortanzen, und die Sklavinnen werden hierzu abgerichtet.)

Daß das weibliche Personal im Serail Taback rauche, hiervon ist mir in der That nichts bekannt! Ich habe wenigstens nirgends Spuren davon wahrgenommen. Gemeine türkische Weiber ausser dem

Serail, thun es in dieser Beschäftigung oft ihren Männern zuvor, welches ich häufig gesehen habe. —

Daß die Sklavinnen zu mannichfachen Arbeiten im Serail gebraucht werden, ist wahr; indessen verrichten sie doch keine solche, die sie so besudelten, daß die Atmosphäre der Damen, durch ihre Kleidungen verpestet würde. Diese Sklavinnen werden keineswegs wegen vieler und harter Arbeiten, sondern lediglich zum Staat und zur Unterhaltung der Damen und der Favoritinnen, angestellt und unterhalten. Ihre Beschäftigungen bestehen im Waschen, Sticken, Caffee zubereiten, Musik und Tanz, und im Abstäuben der Zimmer. Letztere Arbeit, welches wohl die schmutzigste seyn dürfte, macht ihnen wenig Mühe, in einem eingeschlossenen Raum, der keine Aussichten auf die Strassen darbietet, folglich wenig Staub aufnimmt, und oft ganze Monate, von seinen Bewohnerinnen nicht verlassen wird. — Diese Sklavinnen kochen nicht einmal; die Speisen werden durch Köche zubereitet, und Mittags 9 Uhr, so wie Abends 5 Uhr, durch solche, begleitet von Verschnittenen, in den Vorhof des Harems gebracht.

Im Wohnzimmer der Valide Sultaninn, befanden sich zur Zeit unsers Besuchs, nur zwei antike Spiegel, mehrere Commoden von chinesischer Arbeit, und verschiedenen Malereyen; alles dem Ansehen nach, schon sehr alt.

Das Marmorbad der Valide Sultaninn, so wie auch die Badwanne des Sultans sind genau nach der Angabe des Herrn Pouqueville eingerichtet; es war sogar zu sehen, daß von der letztern, nach denen beyden angebrachten Röhren fürs kalte, und warme Wasser, Gebrauch gemacht ward.

Es mag (schließt die Minerva) an diesen wenigen Bemerkungen genug seyn, um mein Urtheil zu rechtfertigen, wenn ich diese hier erzählte Episode des

Pouquevillischen Reisewerks in die Classe der Dichtungen setze."

Worauf Herr Ensle erklärt: „— Ich finde übrigens die Angabe des Herrn Pouqueville, in so weit selbige die Gärten des Serails und den Harem betreffen, keineswegs übertrieben, oder geeignet, durch die Kritik des Herrn D*** in die Classe der Dichtungen gesetzt zu werden.

Suum cuique!

. . . . . . Da nun nicht alles Gold ist, was in der Ferne dessen Schimmer trägt, so konnte es auch Gründe geben, die mich wünschen ließen, die Gärten des Serails, die so hesperidenähnlich manchen uneingeweih'ten Fremdling entgegen glänzen, gegen die vaterländischen Fluren an geliebten Rheine wieder umzutauschen. — Ueber 6000 Piaster jährliche Einnahme? . . . freilich eine schöne Summe! Nur sie in beständiger Furcht bei einer Menschenrace zu erwerben, die der genügsamen deutschen Nation so sehr wesentlich nachsteht; . . . Nein! hierzu konnte mich nur ein Aufenthalt von beinahe 8 Jahren, und keine Stunde weiter bestimmen. Man höre und erwäge jetzt einige Gründe:

Die schwarzen Schwärme jener verstümmelten Afrikaner, die zu keinem Geschlecht gehören, hatten durch öfteres Besuchen meiner Wohnung, den Trank gewittert, der den Türken in ihrem Koran so strenge verbothen ist. Sie verlangten mehrmals Wein von mir; ob es ihnen ums Trinken zu thun war, oder mich zu prüfen, weiß ich nicht; ich gab ihnen indessen keinen. Sie setzten mich aber dennoch durch ihr Begehren, oft nicht in geringe Verlegenheit, und sie erbrachen mir sogar einmal die Schränke, wo sie Liköre fanden, die sie wie Wasser soffen, mit dem Schimpf Ausdruck: Anna sarra siglim jauer, das heißt: du Ungläubiger, ich . . . doch ich mag den ganzen Sinn der ekelhaften Phrase hier nicht ausdrücken —

in gleiche Verlegenheit kam ich mit den Speisen. Bey den Türken herrscht der Gebrauch, daß die Männer nicht allein alles einkaufen, sondern auch die Speisen zubereiten. Ich hatte einen Griechen zum Koch; dieser mußte oft Speisen zurichten, die für höhere Personen abgeholt wurden, und von denen er selbst nichts genießen durfte. Wäre ein fanatischer Türk aufgetreten, hätte mich ein solcher über dieses Benehmen zur Rede gesetzt und mich ermordet, dann hätte er noch geglaubt, ein gutes Werk gethan zu haben: denn ein Mord auf diese Art, gilt bei ihnen für eine edle That. — Von ihrem wilden fanatischen Instinkt hatte ich das Uebelste zu fürchten.

Während meines Aufenthalts in Constantinopel, richtete die Pest mehrmals ihre Verwüstungen an; ein einziger Tag raffte nicht Hundert sondern Tausende hinweg. — Mein Dienst nöthigte mich, besonders im Sommer, wann der Hof sich auf dem Lande aufhielt, fast täglich Schiffe zu besteigen, um nach des Kaisers Lustschloß Besik = Tasch oder nach Eyub zu fahren. Im Sommer wüthet gewöhnlich diese furchtbare Seuche. Ich verlohr einmahl in einem Tag bei einer solchen Fahrt, fünf von meinen Arbeitern, die sich die Ansteckung im Schiffe geholt hatten; an zehn andern Tagen raffte mir die Pest zwölf Arbeiter hinweg. Ein Gefährte von mir, auch ein geborner Rastadtler, Nahmens Ullersberger, stand als Gärtner unter mir; er verließ aber schon im dritten Jahr Constantinopel, aus Furcht vor gedachter Seuche. — Das Unangenehmste war für mich, wenn diese fürchterliche Plage eintrat, daß ich, so lange sie anhielt, bey den europäischen Gesandten, keinen Zutritt mehr hatte, die mich immer sehr wohlwollend behandelten. In solchen Zeiten weicht alles, was Furcht vor dieser Krankheit hat, einander aus; nur die gemeine Volksclasse, hält die Pest für Gottes

Schickung, und bei ihnen darf man nicht einmal deshalb Besorgnisse äussern.

Familien-Angelegenheiten, und der Wunsch, mein Vaterland wieder zu sehen, bestimmten mich, auf einige Zeit um Urlaub nachzusuchen; dieser wurde mir verweigert. — Kurz hernach überfiel mich eine so heftige Kolik und Diarrhöe, daß ich 32 Tage hindurch im Serail darnieder lag, ohne daß mir konnte geholfen werden. — Mein biederer Freund Melling war mein Retter. Er ließ mich, schon ganz entkräftet, aus dem Serail abhohlen, und nach Pera bringen, von wo Herr von Knobelsdorf, damaliger K. preußischer Gesandter, der mir immer viel Wohlwollen bezeugt hatte, — mich in seinem Wagen nach Bujuctere führen ließ. Hier hatte Herr Melling seinen Sommeraufenthalt. Bey ihm fand ich die theilnehmendste Aufnahme. Ein altes armenisches Weib, begann eine vortheilhafte Kur mit dem abgezehrten Patienten, und diese Kur ward hernach durch den Leibarzt des Herrn Baron v. Herbert vollends zu meinem Heil vollendet. Nach den Aesserungen meiner Retter, hatte ich Gift bekommen. —

Einstmals erhielt ich vom Kai den Befehl, seiner dritten Gemahlin in Geschwindigkeit den Garten mit Blumen zu besetzen. Beym Beginnen dieser Arbeit, kam der Schwarze dieser Dame, geradezu aus ihrem Zimmer, welches ganz und gar gegen die Sitte war. Er überreichte mir eine Tasse Caffee, nebst einem Bockscha, aus einem gestickten Tuch bestehend. Was er mit Beiden wollte . . . weiß ich nicht. Den Caffee, statt ihn zu trinken, goß ich zur Erde nieder aus Furcht, er möchte nicht rein seyn. Diese Dame war krank; ihr Doktor, der sie herstellen wollte, aber dieses nicht konnte, wurde auf einem Schiff ermordet. Ein gleiches Schicksal traf einen Doktor Namens Janaki, welcher der kranken Beykham-Sultaninn, Schwester des Kaisers, zur Ader ließ, wo-

durch ihr Zustand gefährlicher wurde; der Doktor wurde deshalb in einem Pferdestall erdrosselt. —

Mehr als dreyßig Europäer, meine Zeitgenossen, welche der Pforte sehr wesentliche Dienste geleistet hatten, waren gegen das Ende meines dortigen Aufenthalts bereits aus eigenem Antriebe, theils mit Abschied hinweg gegangen; mein Freund Melling schickte sich auch allmählig an, Constantinopel zu verlassen.

Wenn ein türkischer Sultan acht Jahre regiert hat, und keinen Thronenerben erzeugt, dann will es das Gesetz, daß er detronisirt werde. Selim III. war kinderlos; er regierte zwar bereits länger, allein sein Volk erlaubte sich auch gegen ihn sehr aufrührerische Reden, die auf eine bevorstehende Staatsumwälzung hindeuteten.

Passawan-Oglou trieb sein Unwesen zum Schrecken der Bewohner Constantinopels in der Wallachey.

Die Türken sind in der Regel undankbar gegen fremde Verdienste. Nur wenige Beyspiele hierüber: Unter Hussein-Pascha, dem damaligen Capudan-Pascha, der ein großer Gönner der Franken war, wurde die türkische Marine ausserordentlich verbessert, und vergrössert. Der berühmte Schiffbaumeister und Directeur Lebrun, hatte mehrere Fahrzeuge erbauen lassen. Ein Kriegsschiff von 110 Canonen, war auf den Werften Constantinopels in Arbeit; es kam plötzlich Feuer auf diesem Schiffe aus, und zwar um die Zeit des Einfalls der Franzosen in Egypten. Lebrun, als Franzose, fiel in Verdacht dieses Ereignisses, aber unschuldig; er rettete noch glücklich seine Person durch eine schleunige Flucht nach Rußland. Sieben von seinen Kalva's (griechische Baumeister) wurden ohne weitere Untersuchung und bloß darum strangulirt, weil sie beim Ausbruch des Feuers auf dem Schiff gearbeitet hatten. — Unter dem nemlichen Capudan-Pascha wurde auch das neue schöne Marine-Bassin neben dem Arsenal in der Vorstadt Eyub, durch schwe-

dische Officiere unter der Direktion des Capitains von Rode erbaut, welches die größten Schiffe und in beträchtlicher Anzahl, aufnimmt. Als diese Herren ihre vortrefflichen Arbeiten beendigt hatten, sank ihr Ansehen, und man ließ sie weiter ziehen. —

Ein Venetianer hatte eine wohl qualificirte Pulvermühle errichtet, welche allgemeinen Beifall fand und reichliche Ausbeute gab. Kaum war dieses Werk im besten Gang, da kam ein Armenier, welcher die Sache gründlicher zu verstehen vorgab, und der Erbauer mußte ihm weichen.

Sobald die Türken glauben, dasjenige erlangt zu haben, was sie suchen und wünschen, und wären sie auch nicht im Stande es zu unterhalten: so ist ihnen dieses schon hinlänglich, und der Erfinder muß sich reisefertig machen. — Diese Bilder sind kleine Schilderungen ihres schwankenden Charakters; in ihnen liegen dann auch einige Beweggründe, welche mich aus Constantinopel hinweg zogen.

. . . . Genug für jetzt, mit Anekdoten und Episoden! Die Heimath winkt in der Ferne. — Am Ende des Canals bey Pera schiffte ich mich ein, und fuhr auf dem schwarzen Meer bis nach Varna. Als ich hier anlangte, bat ich den Pascha um eine Eskorte gegen Zahlung bis Silistria; dieser gab mir aber die trostreiche Antwort: er könne mich nicht schützen, weil seine Soldaten wirklich im Kriege wären, mit dem Pascha von Silistrien. In Varna wohnte ich bei einem griechischen Popen, und zu meinem Glück fand ich daselbst einen russischen Courier, der im Begriff stand, weiter zu reisen. Mit diesem schloß ich einen Akkord ab, daß er mich in seinem Kibitke mitnahm. Als Tartaren gekleidet, reisten wir unangefochten bis in die Gegend von Silistria. Mein Gefährte war des Weges kundig; er traf bekannte Türken in einem Dorfe an, welche uns bis an die Grenze der Wallachey begleiteten: Bevor wir daselbst

ankamen, fanden wir sehr traurige Spuren der Verwüstung. Viele Dörfer lagen in der Asche, und viele waren menschenleer. Unsere Begleiter durchsuchten die Häuser, und nahmen von Lebensmitteln mit, was sie vorfanden. — In der Wallachey glaubten wir sicherer fortkommen zu können, wir fanden aber alles in größter Unruhe. Der berüchtigte Passawan-Oglou trieb sein Wesen in dieser Provinz; alle Menschen von irgend einem Ansehen waren geflüchtet, die Strassen wimmelten voll Flüchtlingen, die sich nach der österreichischen Grenze retteten. — Der Courier nahm jetzt seinen Weg über Belgrad, und ich über Siebenbürgen nach Wien. Zum Glück war dieses Jahr keine Pest in den osmanischen Staaten, sonst hätte ich noch an Oesterreichs Gränzen 40tägige Quarantaine halten müssen.

Ich säumte mich nicht auf meiner Reise. Das Verlangen nach dem Vaterlande, und nach dem mir daselbst von meinem gnädigsten Fürsten zugesagten Posten als Hofgärtner, ließen mich selbige beschleunigen, und somit traf ich gegen Ende des Julius 1802 in Rastadt ein."

Der Leser möge nun das Cuique suum selbst ausmitteln, und urtheilen, in wie ferne Herrn Ensle Unrecht geschehen!

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Dritte Reihe.

Condillacs Cours d'études etc. welche ist die Originalauflage?

Von Condillacs bekanntem Werke: Cours d'études pour le Prince de Parme etc. ist die Auf-

lage mit dem Titel: Parme, de l'imprimerie royale, 1776, der Zweybrückner Nachdruck in 16 Bänden; und die Ausgabe mit dem Impressum Deux-Ponts 1782, das Parmesaner Original Bodoni's vom Jahre 1775 in 13 Bänden; Exemplare mit dem ursprünglichen Titel des Originals kennt man nur 2 bis 3. Wie es kam, daß auf diese Weise das Original den Titel des Nachdrucks, und der Nachdruck den von jenem führt, erzählt der gelehrte Bücherkenner Renouard in seinem Catalogue des Livres imprimés par Bodoni, wie folgt: „Kaum war die Bodonische Ausgabe fertig, als der spanische Hof über einige Stellen, welche Aeußerungen, die ihm zu kühn schienen, enthielten, von dem Fürsten von Parma die Unterdrückung des Werkes verlangte. Die Bekanntmachung desselben wurde alsogleich verbothen; aber zwey oder drey Exemplare, welche der Buchdrucker bereits ausgegeben hatte, schützten dieß Werk vor der bedrohten Vernichtung. Eines jener Exemplare diente zu dem Zweybrückner Nachdruck, welchen das Publicum, unbekannt mit dem Vorfall in Parma, für die Originalauflage hielt. — Endlich, im Jahre 1782, bewilligte man den Verkauf dieser letztern mit dem falschen Titel Zweybrücken 1782, und mit einigen Aen[illegible]ungen im Text, für welche man Cartons anbrachte. Die Exemplare mit den alten Blättern und diesen Cartons zugleich sind folglich viel interessanter, und diejenigen, welchen jeder Leser den Vorzug geben muß." — Condillac, sonst ein Mann von gemäßigtem Character und redlichem Sinn, war der Bruder des Abbé Mably, und geboren zu Grenoble 1715, gestorben zu Flux im Loire-Departement 1780.

Tagsblätter in London.

Nach Berichten eines Deutschen in London erscheinen in dieser Stadt an 60 Tageblätter, manche

in einer Auflage von 10,000 Exemplaren. Copisten, Setzer, Correctoren, Drucker, Lagenmacher ꝛc. arbeiten die ganze Nacht, um am frühesten Morgen das zu publiciren, was noch wenige Stunden zuvor ein Geheimniß war, oder zuweilen erst zur Mitternachtzeit in den Parlaments-Sitzungen verhandelt wurde. Der eine Setzer überliefert ein abgesetztes Blatt schnell einem zweyten, dieser einem dritten u. s. w. nach Verhältniß der Stärke der Auflage, bis der regulirte Satz endlich in die mit unglaublicher Schnelligkeit wirkende Dampf-Druckerpresse gelangt. Diese von einem Deutschen, Namens König, aus Eisleben, erfunden, druckt auf beyden Seiten in einer Stunde an 1000 Bogen, und macht nur 2 Individuen dabey nöthig.

Byrons Honorar.

Das Honorar, welches der Verleger des Lord Byron diesem Dichter bereits bezahlt hat, beträgt nicht weniger als 16,000 Guineen, eine Summe, deren sich wohl kein neuer Schriftsteller rühmen kann, und Lord Byron ist noch jung! Jenes ungeheure Honorar liefert zugleich einen Beweis von dem Enthusiasmus der Engländer für die Byronsche Muse, denn der Verleger soll bey dem reißenden Absatz zehnmal so viel dabey gewonnen haben.

Rostopschins Erklärung über den Brand von Moskau.

War der Brand von Moskau im Jahr 1812 das Werk der Absicht, oder des Zufalls, oder Beydes zugleich? Wer hat ihn veranlaßt oder veranstaltet: die Russen selbst, oder die Franzosen? Diese und ähnliche Fragen, zum Theil auch in Schriften aufgeworfen und behandelt, haben noch immer nicht mit Zuverlässigkeit beantwortet werden können. Kürzlich

aber ließ sich eine Stimme vernehmen, die allerdings geeignet seyn mag, das Dunkel dieser wichtigen Begebenheit lichten zu helfen. Nämlich vom damaligen Gouverneur, Grafen Rostopschin, selbst, liest man im British Monitor 1822, 28. Oct. folgende Erklärung: der British Monitor vom 7. dieß sagt, indem er die von dem Chevalier Robert Wilson geleisteten Dienste aufzählt, Sir Robert sey mit mir im Jahre 1812 zu Moskau gewesen, und habe mir bey Ausführung des Plans zur Verbrennung der Stadt beygestanden. Der Chevalier Wilson kam aber zehn Tage nach der Besetzung Moskau's durch den Feind im Hauptquartiere der russischen Armee zu Pakra an; hier sah ich ihn zum ersten Mahle in meinem Leben; folglich war es zu spät, und unnütz, mir beyzustehen.

Theodor Graf Rostopschin.

Beaumelle's Werke.

Einer der erleuchtetsten Geister Frankreichs ist Lorenz Anglieville de la Beaumelle, 1727 geboren, und gestorben zu Paris 1773. Mes pensées, 12. Copenhague 1751, in der Folge mehrmals aufgelegt, auch in deutscher Uebersetzung, die mehr Anmerkungen als Text hat, vorhanden, und die Mémoires et lettres de Madame de Maintenon, 12. Amsterdam, 15 Vol. von denen 6 die Memoiren, 9 die Briefe enthalten, sichern seinem Namen ein unvergängliches Gedächtniß. Seine Gedanken, das erste dieser Werke, brachten ihn 1753 in die Bastille. Diese Gedanken sind wirklich tief, kraftvoll, und mit Geist ausgedrückt, doch in Rücksicht auf Politik großen Theils irrig, und äußerst kühn vorgetragen. Die Mémoires et lettres verursachten, daß Beaumelle zum zweyten Mahl in die Bastille gesetzt ward, was ihn höchlich erbitterte. Es wird behauptet, er habe in diesem Werke Madame Maintenon auf eine Art denken und

reden lassen, wie sie weder gedacht noch gesprochen; der Styl habe weder den Anstand noch die Würde, welche der Geschichte angemessen; einige Thatsachen seyen zu entstellt u. dgl. — Beaumelle war einer der heftigsten Gegner Voltaire's; in einem seiner Gedichte macht er diesen mit einer Menge anderer Literatoren zum Galeerensklaven, und mahlt ihn, wie er seine Hände in der Tasche eines Andern hat. Aus diesem und Aehnlichem wird daher begreiflich, daß Beaumelle die Zahl seiner Feinde stets vermehrte, und daß manche der Unannehmlichkeiten, welche ihn trafen, der Einwirkung Voltaire's zuzuschreiben sind.

Almanac du Diable.

Vor einiger Zeit erschien in Paris ein Almanac du diable. Der Titel erinnert an einen andern, nämlich an den Almanac du diable, pour les années 1737 et 1738. Aux enfers, 1 Vol. in 24°. — Dieses Büchlein machte bey seiner Erscheinung in Paris, wegen der kecken Sätze, ein solches Aufsehen, daß es sogleich verbothen wurde, welches billiger Maßen mit der größten Strenge geschah; der Almanach ist daher selten. Es wurde indessen nachgedruckt, doch fand diese Auflage keinen sonderlichen Eingang. Gewöhnlich wird ein kleines Manuscript als Schlüssel beygefügt, in welchem die Namen der im Text berührten Personen bezeichnet sind. Der Autor ist noch nicht mit Gewißheit bekannt; vermuthlich aber ist es Quesnel, dem man auch les Princesses malabares zuschreibt.

Holinsheds Chronik.

Holinsheds Chronik von England 2c., aus welcher, wie man weiß, der unsterbliche Shakspeare den Stoff zu den meisten seiner historischen Stücke ge-

schöpft hat, wurde von dem englischen Ministerium wegen dem Lärm unterdrückt, welchen einige dreiste Züge darin, damahls hatten verursachen müssen. Es war die Ausgabe von 1587, 3 Bände, welche viel vollständiger ist, als die erste vom Jahre 1577, 2 Bände, auch in Folio. Weil aber diese manche interessante Eigenthümlichkeiten hat, so ist es gut, beyde Auflagen zu berücksichtigen.

Schicksal der Encyclopédie méthodique.

Die Panckoucke'sche Encyclopédie méthodique hatte gleich bey ihrem Auftreten das Schicksal der Diderot-d'Alembertschen, aus denselben gegründeten Ursachen. Wie der erste und zweyte Band erschienen, ließ der Kanzler sie wegnehmen, und in der Bastille verwahren; eine Maßregel, die freylich nur momentan war, weil Panckoucke mit dem Druck alsbald fortfuhr. Die Veranlassung des Verboths dieser Encyclopädie war: allzuverwegene Ansichten über Staat, Philosophie und Religion. Sie hatte hinwieder so vortrefflich ausgearbeitete Partien, daß sie in der Folge selbst unter den Augen des römischen Hofes nachgedruckt werden durfte. Der Beweis liegt in einem Briefe des Nuntius an den Abbé Bergier, Redacteur der theologischen Branche des Werkes, vom 26. July 1783. Es heißt hierin: „Der Buchdrucker Mansje hat das Privilegium zum Nachdruck der Encyclopédie par ordre des matieres, bereits nachgesucht und erhalten 2c." Panckoucke's Grundidee war übrigens, die erste Encyclopädie nach allen Gesichtspuncten zu amplificiren. Er glaubte, dieß in 40 Bänden in 4°. oder 84 in 8°. Text, und 7 Bänden Kupfer, erreichen zu können. Wie sehr er sich aber in seinem Anschlag geirrt, zeigt das jetzige Volumen dieses colossalen Werkes. — Carl Joseph Panckoucke,

um große bibliopolische Unternehmungen hoch verdient, war geboren zu Lille 1736, gestorben zu Paris 1799. Nachrichten über die in Frankreich, und in andern Ländern unternommenen Encyclopädien findet man, außer in den Prospecten und Vorreden ꝛc. dieser Werke selbst, in des Heroen Debure: Bibliographie instructive, in den Werken seines würdigen, noch fruchtbarern Nachfolgers Peignot: Dictionnaire bibliologique; Curiosités bibliol., und Dictionnaire des livres condamnés au feu, im Conversations-Lexicon ꝛc. Mit einer ausführlichen Geschichte des Encyclopädienwesens, die als selbstständige Schrift erscheinen soll, beschäftiget sich jetzt in Wien ein practischer Freund der Bibliographie.

Graf von Wackerbarth; merkwürdige Personage.

Um diesen interessanten Sonderling ein wenig näher kennen zu lernen, sey hier Einiges aus der 1820 erschienenen „flüchtigen Schilderung des Grafen von Wackerbarth ꝛc., von ihm selbst entworfen“ ausgehoben. Sein Körper ist groß, über sechs Fuß hoch, stark, und sehr gut gewachsen, durch ewige Reisen und unzählige Strappazen abgehärtet. Er hat dunkelbraune Haare, himmelblaue Augen, ein volles Gesicht, eine gesunde Farbe, und eine sehr glückliche Bildung, die alle Menschen schon im Voraus für ihn einnimmt. Sein Geist ist unaufhörlich thätig, sein Verstand überall durchdringend, sein Charakter fest entschlossen, sein Betragen still und bescheiden, seine Denkungsart erhaben und groß; eben so nachgebend, sanft und kindlich, als einmahl zum Zorne gereitzt, wüthend, heftig und tobend. Keine Arbeit scheuend, fand er in den allerschwierigsten Beschäftigungen stets sein höchstes Vergnügen. Alle Arme, Unglückliche, und Nothleidende trafen in ihm einen treuen Freund

an, einen uneigennützigen Beschützer, und großmüthigen Vater. Echte Originalität, im schönsten Sinne des Wortes, characterisirt ihn vielleicht mit jedem Pulsschlage. In allem Betrachte nach eine wahre Urnatur." — Einem solchen Manne wird nun wohl Jedermann auch gerne das enorme Vermögen gönnen, welches ihm von dem Reichskammergericht zu Wetzlar zugesprochen, und wornach er sicher der reichste Privatier auf der Welt seyn wird. Das verhält sich laut obiger Schilderung also:

Er hatte eine sehr wichtige Forderung, die sich über 100 Millionen Louisd'or belief, an das Herzogthum Sachsen-Lauenburg und Hannover, die bey dem Reichskammergerichte zu Wetzlar in allen Instanzen glücklich gewonnen, und längst bis zur Execution förmlich ausgeklagt worden war. Er suchte sie geltend zu machen während der französischen Occupation, lebte deßwegen oft und lang in Paris, hatte mehrere seltsame Auftritte mit dem ehemahligen Kaiser Napoleon, erhielt immer die schönsten Versprechungen, aber nie die Erfüllung von Thatsachen." Wer wird dem Herrn Grafen nicht wünschen, in dieser Forderung befriedigt zu werden, da er dann mit einem jährlichen Einkommen von 5 bis 6 Millionen Louisd'or noch recht viele Bücher auf eigene Kosten wird können drucken lassen.

Geburtsort des Pilatus.

Ueber den Geburtsort des römischen Statthalters Pontius Pilatus hat man sich hier und da mehrfach aus Veranlassung der Behauptung gestrittenn daß er ein Deutscher gewesen sey. Die meisten kame, dahin überein, Forchheim im Bambergischen als seinen Geburtsort anzunehmen. Doch auch dieß hat seine Zweifel, was Herr Ernesti in Coburg erst jetzt

in den Curiositäten *) (VIII. Band, 2. St.) auf folgende Weise bemerkbar macht: Eine immer sonderbare Sage ist es, gegründet auf Zeugnisse alter und neuer Erd- und Reisebeschreiber, daß der römische Landpfleger oder Stadthalter von Judäa, welcher in der Geschichte der Verurtheilung Jesu, nicht nur aus den heiligen Urkunden, sondern auch aus Philo und Josephus, uns bekannt ist, in Forchheim, der Bambergischen Festung und Stadt, geboren worden sey; man hat auch einen alten lateinischen Vers:

Forchhemii natus est de statione Pilatus
Teutonicae gentis, crucifixor omnipotentis.

welcher in Hübner vollständiger Geographie übersetzt zu finden ist. Der Geburtsort eines Mannes, wie Pontius Pilatus war, dessen Ehrenrettung oder Vertheidigung auch Professor Germar zu Thorn aus Stellen des Josephus und Philo in einem Program 1785 4°. über sich nahm, verdient wohl einige Erörterung. Natürlich ist die Frage: was von der Sage oder Erzählung zu halten seyn mag? Man hat sich darauf berufen, daß nahe an Forchheim ein Berg liege, welcher der Pilatusberg, und auch einige Aecker, welche die Pilatusäcker heißen **). Aber der Grund wird dadurch widerlegt, daß es mehrere Pilatusberge, z. B. der Pilatusberg (Mons fractus) im Canton Unterwalden ***), gibt, daß ja auch an dem einen und

---

*) Der phys. lit. artist. hist. Vor- und Mitwelt (herausgegeben von dem eben so gelehrten als fleißigen Bibliothekar Vulpius in Weimar). 8. Weimar. Jeder Band hat 6 Stücke m. Kupf. 2c. à 1 fl. 8 kr. C. M.

**) Um nur eine Stelle anzuführen: Nic. Manuranus Jucemburgensis sagt im 5ten Caesaris X. oder in descript. Caroli V ab anno 1547: vulgo fabulatur, Forchemium Pilati patriam esse ab montem quemdam et aliquot agros hujus nominis.

***) Scheuchzers Berg-Reise 1. Th. S. 13.

andern Orte Berge sind, welche Oehlberge genannt werden, wie bey Coburg der Ahornberg, ehehin der Oehlberg hieß, und der Born am Fuße desselben noch den Namen des Oehlbergleins-Brunnen (in der gemeinen Sprache des Oehlberlesbrunnen) führt. Man beruft sich ferner auf eine (vorgebliche) Reliquie, welche in dem Zeughause zu Forchheim aufbehalten, und wenigstens sonst als solche gezeigt wurde; aber die Ungültigkeit dieses Hosenbeweises ist so offenbar, daß jeder Versuch zu widerlegen vergeblich wäre. Forchheim, das Bambergische Städtchen, kann überhaupt das Vaterland des Pontius Pilatus nicht seyn, da dieser Ort zur Lebzeit dieses merkwürdigen Landpflegers gar nicht vorhanden war, sondern erst zur Zeit Carls des Großen, der die Slaven besiegte, und viele Tausende in die Gegend führen ließ, zum Vorschein kommt. Es tritt auch noch ein anderer Grund ein, warum das Bambergische Forchheim nicht der Geburtsort des Statthalters über Judäa seyn kann; es gehörte nämlich Forchheim in den Zeiten desselben zu Großgermanien, wo die Römer damahls nicht einen Fuß breit Landes besaßen; die römische Gränzscheidung waren um jene Zeit der Rhein- und Donaustrom. Konnte aber nicht irgend ein anderes Forchheim, bekannt oder unbekannt, da doch nicht wenige Schriftsteller Forchheim ausdrücklich als den Geburtsort nennen, der besagte Ort seyn? So scheint es, oder ist es in der That. Es liegt nämlich außer dem Forchheim im erzgebirgischen Kreise, ein Forchheim im Speyergow (Gau) im Amte Deudesheim (Dietheim), ein Ort, der jetzt Fors, aber ehemahls Forcht und Foracheim hieß. Dieses Forchheim, wo Kaiser Karl der Große Reichstage hielt, und dessen in den Capitularibus Caroli Magni, Cap. 7. de negotiataribus quousque procedant, erwähnt wird, wo Ludwig, Arnuphs Sohn, zum römischen Kaiser erwählt worden, wenigstens auch dieser im J. 902 und

903 einen Reichstag hielt, dieses Speyerische Forchheim, das so häufig in altgeschichtlichen Schriften vorkommt, und welches zu dem belgischen Gallien der Römer gehörte, ist wahrscheinlich, wo nicht gewiß, der Geburtsort des immer denkwürdigen Pilatus. Speyer selbst existirte lange vor Christus.

Verstöße.

Wie leicht es geschehen kann, daß flüchtige Denk- Schreib- und Druckfehler selbst von Personen übersehen werden, deren Geschäft es mehr oder weniger ist, keine zu machen oder geschehen zu lassen, thut folgendes ganz neue Beyspiel aus Nro. 47. des Wiener literar. Anzeigers entlehnet, auf eine frappante Weise dar: In dem Oster-Lektionsverzeichniße 1820 der Universität zu Würzburg kündigt ein Hr. Prof. Richarz Vorlesungen über Homer's Idyllen an. Es wäre mehr als Bosheit, hier etwas anders anzunehmen, als einen Druckfehler, der auf einen Schreibfehler gegründet ist. Indessen bleibt es merkwürdig, die vielen Stellen und Personen zu wissen, von denen dieser Schreib- und Druckfehler übersehen ward. Diese sind: 1) der Decan der philosoph. Facultät; 2) der Senat; 3) die Unter- und 4) Obercuratel; 5) der vortragende Ministerialrath; 6) der erste, 7) der zweyte Corrector; 8) der Prorector, der die Probebogen erhielt; 9) der Universitäts-Secretär, der dieselben in specie zu revidiren verpflichtet war; 10) der Decan, der die Verbindlichkeit hatte, die Vorlesungen seiner Facultät gleichfalls noch einmahl durchzugehen.

Die Leiber der heiligen 3 Könige.

Der Prof. Wallraff erzählt in seinen Beyträgen zur Geschichte der Stadt Cölln, über die Leiber der

heiligen 3 Könige, daß es im Jahr 1164 dem Erzbischof Rainold gelungen sey, allen Concurrenten zuvorzukommen, und die 3 Leiber aus Mailand nach Cölln zu bringen. Diese Dislocirung wäre bald der Zunder eines Krieges geworden. Der Pfalzgraf Konrad war mit einem ansehnlichen Heer ausgezogen, sich der kostbaren Beute zu bemächtigen; da er aber 100,000 Cöllner und Bundesgenossen als Oppositionsparthey bereit sah, so zog er ab, und ließ den Schatz fahren. Zugleich wird notificirt, daß man in jenen Zeiten die reichen anmassenden Cöllner nicht anders nannte, als „die Herren von Cölln."

Klinger, gezeichnet von Fanny Tarnow.

Die 1819 bey Enslin in Berlin erschienenen Briefe dieses geistvollen Frauenzimmers über Rußland, enthalten unter andern mehrere Characterzeichnungen, die von echt weiblichem, feinem Beobachtungsgeist zeugen. Aus diesen stehe hier der wackere Klinger. „Klinger", heißt es, „ist von Gestalt sehr groß, und trägt sich stolz und edel. Seine Haltung ist nicht steif, aber militärisch, und vorzüglich liegt in der Art, wie er den Kopf trägt, etwas sehr characteristisches. Man sieht es ihm an, daß er immer gerade gestanden, und sich nicht gebeugt hat. — Das Bild vor der neuesten (bey Nicolovius) in Königsberg erschienenen Ausgabe seiner Werke sieht ihm sprechend ähnlich, nur ist es viel jünger als er, wenn man ihn gleich auch im Leben seine 60 Jahre und darüber nicht ansieht. — In seinem Gesichte ist kein Zug der Milde, keine Freundlichkeit, aber auch durchaus nichts Hartes und Abstoßendes: nur Gepräge der Großheit und einer ernsten, im Laufe der Jahre vielleicht eisern gewordenen Kraft. — Sein Sprachton ist herbe, und

doch hat sein Accent eine so erschütternde, so zermalmende und tiefgreifende Gewalt über das Gemüth, daß ich ihm aus meinem Leben durchaus nicht zu vergleichen weiß.“ — Er ist General-Curator der Universität Dorpat *), Director des Pagen- und Cadeten-Corps, so wie auch mehrere der Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Institute, der Kaiserinn Mutter, unter seiner Aufsicht stehen. — In seinem Leben als Mensch, Gatte und Vater hat das Schicksal seine Kraft furchtbar ernst geprüft. Der Schmerz eines solchen Mannes hat etwas so Ehrfurchtgebiethendes, daß ich ihn kaum anzudeuten wage. — Er verlor in der Schlacht bey Borodinow einen einzigen Sohn, die unglückliche Mutter weinte sich über den Verlust ihres Lieblings blind. — Auch die erbittertsten seiner Gegner lassen ihm den Ruhm einer strengen, unbestechlichen Rechtschaffenheit. Nun lebt er seit 30 Jahren in Rußland.“ —

Treffend ist das Urtheil der Verfasserinn dieser Briefe: „Als Tragiker erinnert Klinger an Alfieri, und Alfieri an ihn — und es ist der Beobachtung werth, wie sich der Norden und der Süd in der Tiefe des Gemüths beyder Dichter eint.“ —

Für gewisse, auch nun in Oesterreich in die Mode kommende weibliche Autoren heben wir zur Beherzigung folgende Stelle aus — selbst von einem höchst gebildeten und gemüthvollen Frauenzimmer geschrieben! — „Die ästhetische Ueberbildung vieler Frauen unserer Zeit, und die daraus hervorgehende Kränklichkeit der Idealität, die der wahren, frischen, kräftigen Gesundheit des Leibes und der Seele so sehr nachtheilig ist, ist

*) Im Jahre 1817 erbat und erhielt Klinger seine Entlassung als Curator.

in Amelie *) strenge und ernst warnend dargestellt. — Möchte dieser Theil des Buches doch von recht vielen unserer gebildeten Frauen beherziget werden, vorzüglich von den Müttern talentvoller Töchter." —

Das Fest Damium.

De origine Damii (vom Ursprung des römischen Festes Damium) scripsit Hüllmann, 4. 1818. Dieß ist die erste Schrift, mit welcher die Universität zu Bonn auftrat. Der gelehrte Verfasser thut dar, daß dieses Fest in die Cathegorie derjenigen gehört, die im Orient unter der Benennung Cerealia und Dionysia meist von Frauen, und mit einer Zügellosigkeit gefeyert worden, daß sie unter dem Namen der Orgien zum Sprichwort geworden. Das Fest Damium war ursprünglich ein Privatfest des königlichen Geschlechts; später eignete es sich das Volk zu; und es wurde nun in den Häusern der Consuls oder der Prätoren gegeben. In der Folge artete es in die schrankenlosesten Ausschweifungen aus, und kam daher gegen Ende der Republik in den übelsten Ruf. Das Fest der Damia, als Bona Dea, wurde im Beyseyn der Vestalinnen (wobey, der Sage nach, alle Männer ausgeschlossen blieben) alljährlich im December gefeyert.

Bibliotheken.

Die öffentlichen Bibliotheken Frankreichs enthalten viertbalb Millionen Bände (nicht Artikel oder Werke). 40 Städte besitzen 1,896,000 Bände; in den übrigen aber ist keine Bibliothek 10,000 Bände stark.

---

*) Siehe: Klingers Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit.

Von diesem Bücherreichthum Frankreichs hat man viel Aufhebens gemacht, ohne zu erwägen, daß das kleinere Deutschland mehr als das Doppelte besitzt. 750 Orte sind, die öffentliche Bibliotheken haben; die Zahl der Bände von 30 derselben, von denen die geringste 20,000 Bände enthält, beträgt, ohne die Manuscripte und kleinern Artikel zu rechnen, allein schon 3,135,000 Bände. Die öffentlichen Bibliotheken Wiens haben circa 500,000 Bände; nächst Wien ist München am reichsten: die königl. Centralbibliothek zählt 400,000 Bände. Den dritten Rang behauptet Göttingen, wiewohl in Rücksicht auf Gemeinnützigkeit gewiß den ersten: seine Bibliothek besitzt an die 300,000 Bände, 5000 Handschriften, und nebstbey die größte Sammlung von Dissertationen: über 100,000. Dann mag Dresden mit seinen 280,000, sofort Wolfenbüttel mit 190,000 Bänden kommen; ferner Stuttgart mit 170,000 Bänden, und den 12,000 Bibeln; Berlin mit seinen 7 öffentlichen Bibliotheken; der königl. von 160,000, jener der Universität von 30,000 Bänden; weiter Grätz, Frankfurt, Hamburg, Breslau ꝛc. à 100,000 Bände; Landshut mit 20,000 u. s. w. Hieraus geht demnach hervor, daß in Deutschland wenigstens noch Einmahl so viel Bücherschätze aufgehäuft sind, als in Frankreich, wobey man wohl kühn behaupten kann, daß Deutschlands Bibliotheken auch in Hinsicht auf eigentliches Studium doppelt so eifrig und fruchtbringend benutzt werden, als jene Frankreichs.

Der Wahlmann Courtois.

Der Haarkräusler Courtois in London, welcher kürzlich starb, und das ungeheure Vermögen von 200,000 Pf. Sterling hinterließ, hatte vor einigen Jahren im Haus der Ostindischen Gesellschaft den Lord Gage besucht, und erklärt, daß er da sey, um beym

Wahlgeschäft zu stimmen. Der Lord fragte, ob er denn Actionär sey. „Ja wohl“, erwiederte Courtois, „ich habe deren 4.“ — Nun, sagte der Lord, eh Ihr das Buch zur Hand nehmt, seyd so gut, mich zu frisiren! Und der Wahlmannn — stand keinen Augenblick an, den Haarkräusler zu machen.

Stael: de l'Allemagne.

Es ist bekannt, daß die erste Auflage des Werks: De l'Allemagne, von der Frau von Stael in Paris unterdrückt worden. Den Grund dazu soll folgendes Gespräch Napoleons mit dem General-Direktor der Druckerey gewesen seyn. Nap. Was gibt es Neues in Ihrem Departement? — Dir. Kleinigkeiten, und den neuen Roman (?) der Frau von Stael. — Nap. Was sagt sie von mir? — Dir. Nichts, Sire! durchaus nichts, ich habe alle (?) Bände durchgelesen. — Nap. Eine Zeitgenossinn mit dem Ruf der Frau von Stael, die nicht offenbar gut von ihrem Gebiether redet, denkt im Stillen schlecht von ihm: unterdrücken Sie das Buch! — Also ward das Werk zerstampft, und die Verfasserinn zum Ersatz des Honorars von 20,000, so wie der Druckkosten von 6000 Franken verhalten u. s. w. — Der Druck war noch nicht beendigt. Zwey Exemplare wurden gerettet. Das Eine nahm die Verfasserinn mit nach England; das Zweyte hatte ich zur Disposition in Händen; der Rest des Textes war im Manuscript beigelegt. Vielleicht kann ich diese bibliographische Merkwürdigkeit noch an mich bringen. Uebrigens ist die neuere Zeit reich genug an Daten, Klotzens Werk: de libris auctoribus suis fatalibus, oder Peignots Dictionnaire des livres condamnés zu suppliren.

Religiosität in Frankreich.

Wie steht es jetzt um die Religiosität in Frankreich? — Diese Frage beantwortet der unermüdete de Pradt in seinem Werk über die Concordate, wie folgt: „Nie war Frankreich frömmer als jetzt. (Plut à Dieu! erklamirt das friedliebende und friedbedürftige Europa). Es ist es mehr als in einem, der Frömmigkeit wegen, berühmten Zeitpuncte — als unter Ludwigs XIV. Regierung; es ist es ungleich mehr, als unter Ludwig XV. der Zeit der größten Unreligion. (Diese Parallele ist ganz überflüssig) Eben so, wie es vor der Revolution zum guten Ton gehörte, sich über alles Religiose hinwegzusetzen, würde es jetzt gegen den guten Ton seyn, beleidigende Ansichten von ihm zu äußern. (Es ist aber gewiß ein schlechter Ton, besonders für einen Cleriker, wie Hr. de Pradt, die Religion zu einem Gegenstand des Tons zu machen; das sind die heterogensten Dinge von der Welt; den Ton auf die Religiosität anwenden, heißt, sie profaniren. Daher mag es also auch heißen: beleidigende Ansichten äußern; vom Hegen ist keine Rede; die apparences also, die apparences!) Eben so sehr, wie sie ehemals Gegenstand des Lächerlichen (!) war, ist sie nun Gegenstand der Achtung; und das, was man sonst mit Beyfall aufgenommen hätte, würde jetzt ausgepfiffen werden. (Das ist Alles echt französisch; lauter Decora; lächerlich und auspfeifen! Wie rein weltmännisch!). Die Religion hat eine Bürgschaft erhalten, die ihr bisher fehlte: die des religiösen Gefühls, nebst der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. (Sollte hier Zerknirschung, heißen; indeß noch einmal Plut à Dieu! es bleibe bey der Ueberzeugung der Nothwendigkeit; dem blos irdischen Interesse wird dann bald auch das überirdische folgen). Die Franzosen wollen in der Religion wie in der Monarchie, Bestimmtheit

und Bürgen der Ruhe. Durch die Verbindung dieser beyden Empfindungen hängt das französische Volk an der Religion. Heut zu Tage würde es in Voltaires Unfrömmigkeit nicht halb den Geist finden, der seine Väter zu ihrer Zeit verführt hat. (Unterdessen aber druckt man eine neue Auflage um die andere von des Ketzers Oeuvres complettes, und um sie recht gemeinnützig zu machen, sogar in editions économiques; sammelt eifrig die posthumes etc.) In dieser Rücksicht ist alles verändert, und wir müssen Gott nun für diese Veränderung danken. (Er gebe auch, daß das ernsthaft gemeint sey, und Früchte trage)

Zwey Anecdoten vom Prinzen de Ligne.

Als der Wiener-Neustädter-Canal der Vollendung nahe war, äußerte der Prinz in einer vertrauten Gesellschaft scherzweise, der Canal sey doch nicht so tief, daß Jemand darin ertrinken könne. Kurze Zeit darauf erzählte in demselben Cirkel ein Freund des Prinzen, daß in der vorigen Nacht gleichwohl ein Mann im Canal sey ertrunken gefunden worden. Jedermann merkte die zurechtweisende Persiflage und sah den Prinzen fragend an. Dieser aber, stets schlagfertig zu Repliken, rief lachend aus: Ah! ce n'etoit qu'un flatteur!

* * *

Kurze Zeit, nachdem die Frau von Stael ihr geist- und phantasievolles Werk: Corinne ou Italie herausgegeben hatte, befand sie sich in Wien. Sie war Anfangs in einem mittelmäßigen Gasthof abgestiegen. Der Prinz, ihr Geistesbruder, der auch im Briefwechsel mit ihr stand, wollte keine Zeit versäumen, die geniale Frau zu begrüßen, und begab sich in den Gasthof. Frau von Stael entschuldigte sich, daß sie

ihn in keinem anständigern Locale empfangen könne. „Point d'excuse", entgegnete der gewandte Hofmann, „quand on est chez Corinne, on est toujours au Parnasse!"

Der persische Astronom.

Moritz von Kotzebue, in der Beschreibung seiner Reise durch Persien, erzählte auch seine Audienz bey dem Minister des Schachs, und bringt dabey folgenden drolligen Zug vor: „Ein dicker Perser, der Einzige, der unserer Unterredung mit beywohnte, saß seitwärts vom Minister, hielt ein großes Buch vor sich, in welchem er beständig blätterte, und schielte von Zeit zu Zeit unter großen schwarzen Augenbraunen grimmig auf mich. Der Minister recommandirte ihn uns als großen Mathematiker. Ich glaube aber es war ein Astrolog, der mich examiniren sollte. Er blätterte immer heftiger und murmelte dem Minister etwas vor; worauf jener mich fragte, woher Finsternisse entstehen? Ich stand auf und spazierte um den dicken Astrologen herum, der sich grimmig und ängstlich umsah, und anfangs gar nicht begreifen konnte, was ich von ihm haben wollte, und noch mehr erschrack, als ich plötzlich hinter ihm niederhuckte, und den Minister frug, ob er mich sehen könne? Der Astrolog war dicke genug, um mich ganz zu bedecken, und der Minister mußte wohl lachend Nein sagen. Darauf stand ich auf und bat, der Astrolog möchte es mir nicht übel nehmen, daß er die Rolle eines Erdklumpens gespielt; dem Minister sagte ich, er stelle in diesem Augenblicke die Sonne vor, ich den Mond, und die ganze Prozedur, von der sich der Astrolog noch immer nicht erholen konnte, eine Mondfinsterniß. Darauf trat ich zwischen den Minister und den Erdklumpen, und sagte ihm, der Astrolog hätte nicht mehr das Glück die Sonne zu sehen, es wäre also

Sonnenfinsterniß auf der Erde; ich konnte sie aber nicht total vorstellen, indem der Herr Astrolog etwas zu corpulent wäre. — Die Sonne lachte und die Erde brummte.“

Ein Critiker machte dabey nachstehende Anmerkung: „Die Erde hätte da gar füglich lachen können denn der Mond gab eine Blöße. Wenn der Verf. den Minister nicht vollständig deckte; so konnte die Corpulenz des Astrologen nicht die Ursache davon seyn, sondern nur die Corpulenz des Ministers im Verhältniße zu der minderen Dicke des Herrn von Kotzebue. Wenn auch die Erde so groß wie der Jupiter wäre, oder wie die Sonne selbst; demnach würde der kleine Mond am 7. Sept. 1820 überall auf der Erde, wo er ein ringförmige Sonnenfinsterniß machte, eine totale gemacht haben, wenn er, der Mond, ein wenig größer, oder der Erde ein wenig näher gestanden hätte. Der Verf. hat hier, astronomisch zu reden, die heliocentrische Ansicht der Dinge mit der geometrischen, eine Erdfinsterniß für den Standpunct in der Sonne mit einer Sonnenfinsterniß für die Erde verwechselt, welches nach einem Cursus von zwey Monathen (so lange nähmlich hat K. in Petersburg die Astronomie studirt —) eigentlich nicht mehr hätte begegnen sollen.“

Französische Correctheit.

Die französische Literatur war von jeher eine unerschöpfliche Fundgrube von Zügen der crassesten Ignoranz, wenn es sich um die Deutschen und ihre Literatur handelte. So hatte Lessing die Ehre, un certain Mr. Lesinge genannt zu werden; so hieß es von dem Buchtitel: Versuch über die Geometrie; L'ouvrage sur la Geometrie par Mr. Versuch; so sah man Götz von Berlichingen mit l'Idole de Berlin übersetzt ꝛc. Besonders arg treiben es die hochge-

bildeten Franzosen mit den eigenen Namen. Ein neues charakteristisches Beyspiel davon ist folgende Stelle einer Correspondenz-Nachricht in der Gazette de France. Man liest in No. 311, 1820 „On lit actuellement chez nous les noms des redacteurs suivans: pour la Gazette officielle de la cour, M. Hernhard: pour l'observateur autrichien M. le chevalier Pilat, secretaire actuel aulique, pour les Archives, Mr. le Baron Hormeger, conseiller actuel aulique; pour les feuilles patriotiques, M. le docteur Sartori, membre du collége des censures; pour le collectant, M. Porteschlag, docteur en medecine et physicien de la ville de Vienne; enfin pour la feuille de conversation M. Graffer, libraire.

Namenverwechselung.

Die vierte Nummer der Bibliographie de la France, 1820, gibt eine willkommene Berichtigung einer Namenverwechselung, die den persischen Gesandten, Mirza-Abdul-Hassan-Chan (welchen wir auf seiner Durchreise hier gesehen haben) zu einer öffentlichen Erklärung veranlaßte. Ein Mirza-Abdul-Taleb-Chan hatte in englischer Sprache eine Reisebeschreibung herausgegeben, von welcher im vorigen Jahre zu Paris eine französische Uebersetzung unter dem Titel: Voyage du Prince persan etc. erschien. Durch die Aehnlichkeit der Namen verleitet, schrieb ein Pariser-Tagblatt vom 8. Dec. 1819, dieses Werk dem Gesandten zu. Diese irrige Anzeige war sogleich in den Morning Herald (4. Jänner 1820) übergegangen, und bewog den in London residirenden Gesandten zu einer öffentlichen Berichtigung. Die Bibliographie gibt dieser eine sehr galante Deutung, indem sie sagt: „Cette confusion a d'autant blessé S. Exc. l'Ambassadeur persan, que dans le même

article on lui attribue l'ouvrage de son presque homonyme, on rappelle des observations injurieuses pour la nation etc. pour les dames françaises." In einem Briefe an einen Pariser-Orientalisten beklagt sich der erste Secretär der persischen Gesandtschaft in London sehr bitter über diese Verwechselung. Er sagt, daß die Reisebeschreibung seines Chefs noch gar nicht beendet sey, und fordert seinen Freund auf, in öffentlichen Blättern zu erklären, daß die in jenem Werk aufgestellten Bemerkungen rc. ganz gegen die hohe Meinung und Verehrung seyen, wovon der Gesandte für die französische Nation erfüllt sey rc. Der Verf. jener fatalen Reisebeschreibung (heißt es weiter) sey ein Indier, der Persien niemahls gesehen habe, der vor 15—20 Jahren Europa durchstrichen, und dessen Werk voll gröblicher Irrthümer sey rc. Der Brief schließt mit folgenden Worten: „Bien loin de partager l'opinion émise par ce voyageur, ce sera toujours avec la plus vive satisfaction, que S. Exc. se plaira à payer son tribut de justice et d'admiration pour la modestie et l'amabilité, qui caractérisent les dames françaises." — Man sieht, was für arge Händel die bloße Eilfertigkeit eines Journalisten stiften kann.

Wie es dem Bibliographen Dibdin ergeht.

Gegen die Deutschen und Franzosen waren in der Bibliographie die Engländer stets und noch weiter zurück, als es in unsern Tagen wir selbst gegen die Franzosen sind. Es hat sich bey den Britten fast immer nur mehr um eitlen Dilettantism und decorative Tändeleyen, fast nie um wissenschaftlichen Geist gehandelt, wie solches, was die neueste Zeit betrifft, durch Dib-

dins Leistungen gleichsam repräsentativ bestätigt wird. Bey dessen letztem Werke: a bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany, 3 Vol. gr. 8. London 1821, stehen geblieben, so ist in Deutschland, außer in ein Paar Zeitschriften, nicht viel die Rede davon gewesen; der tüchtige Ebert hat darüber gesprochen, und das mag, was das Literarische des Buchs angeht, genug und übergenug seyn, denn die wunderschönen Bilder und Bildlein sind doch nur Nebensache. Ernster nahm man es in Frankreich, wo vielleicht schon die Nationaleifersucht an sich, Reitz und Sporn war. Ja, was am meisten auffallen muß, ist, daß Dibdin, mitten unter seinen Landsleuten selbst, sich angegriffen sieht, und von ihnen bestätigt lesen muß, daß die Franzosen nichts weniger als Unrecht in der scharfen Lauge hatten, die sie über seine Tour ausschütteten. Bereits im vorigen Jahrgang der Literary gazette ward dieses Werk Dibdins mit brittischer Unumwundenheit beurtheilt, worauf er in dem Edinburgh magazine einen Secundanten auftreten ließ, der jedoch bloß bey dem allerdings ansprechenden Exterieur stehen blieb. Während dessen aber trat der Pariser Buchdrucker Crapelet mit Noten zu einer Uebersetzung des 30sten Dibdinischen Briefes auf, worin er eine Menge Fehler, und darunter z. B. die Verwechslung der beyden Debure nachweiset, und ganz vorzüglich die Indiscretion rügt, mit der Dibdin Privatverhältnisse und vertrauliche Mittheilungen profanirt. „Vergebens (drückt sich Crapelet aus) sucht man in seinem Werke die characteristischen Züge, die er seinen Lesern verspricht. Der einzige wahr gezeichnete ist der des Verfassers selbst, der auf jeder Seite eine Unbesonnenheit, eine Schwatzhaftigkeit, ein Vergessen aller Rücksichten und geselligen Schicklichkeiten beurkundet, die man einem jungen Menschen nicht verzeihen würde, welcher zum ersten Mahle in die Welt tritt." Ferner thut Crape-

let dar, daß viele Dibdin'sche Abbildungen französischer Plätze und Orte wahre Carricaturen sind, daß Dibdin mit seiner Leichtfertigkeit und seinem unaufhörlichen Enthusiasmus nicht gemacht sey für jene Sammlung des Geistes, welche eine Haupteigenschaft bey bibliographischen Studien ausmacht, und daß Dibdin, der im Gebieth der Bücherkunde noch keinen einzigen Streitgegenstand aufgeklärt habe, es nie zur Autorität bringen werde. Das sind nun freylich Lectionen, die einem Engländer von einem Franzosen ein wenig nahe gehen müssen.

Diese Piece Crapelets, mit aller Anständigkeit eines Franzosen geschrieben, mußte Dibdin auch ganz gewaltig aufgebracht haben, weil er es nicht verschmähte, sie mit allen Impertinenzen eines pöbelhaften jugendlichen Hitzkopfs zu erwiedern. Seine Antwort ist betitelt: Rowland for an Oliver, gr. 8. Lond. 1821, und, seltsam genug, nur 36 Mahl abgedruckt worden. Dibdin gibt darin seine Verwunderung zu erkennen, daß Crapelet gerade den Brief, in welchem er doch so sehr gelobt worden, habe übersetzen, und mit Anmerkungen begleiten können, die viel „Einfältiges und Narrenhaftes" enthalten; Crapelets Erörterung der Ausfälle, welche sich Dibdin hat zu Schulden kommen lassen, nennt er „eine gassenkehrermäßige Emsigkeit, die allen Koth sammle (also zum Koth bekennt sich D—!), womit er die aufgeführten Personen beworfen", und schließt seine Antwort mit dem Vorwurf von „Dummheiten und Verdrehungen." — Sein Hauptstützpunct ist die Bibliotheca Spenceriana, seine Ausgabe des Ames und seine introduction to the classics; allein was den eigentlich bibliographischen Werth (rein wissenschaftlich angesehen) betrifft, so hat sich Crapelet eben in jenem Briefe schon mit Gründen darüber ausgesprochen, und in Ansehung der Bibliotheca dem Sinne nach auch das gediegene Urtheil anerkannt, das früher (wenn

ich nicht irre von dem stattlichen Ebert) im Hermes abgegeben worden.

Possierlich vollends ist der Grund, mit welchem Dibdin dem Tadel seines Styls begegnet; er äußert ganz naiv, daß er gewohnt sey, so zu schreiben, wie er redet, und ihm seine Schreibart natürlich sey. Er sagt bey dieser Gelegenheit noch, daß die Tour ihm 8000 Pfund Sterling koste, was wohl zu glauben ist, und er dabey verloren habe, dem nicht also seyn kann, nachdem, wie die Reviewers sich ausdrücken, Dibdin in seinem Vaterlande als ein Adept in der Kunst, Bücher rar zu machen, nicht weniger auch als ein „Bücher-Jude" bekannt sey. Sich dieß und Aehnliches von den eigenen Landsleuten vorwerfen lassen müssen, ist allerdings hart, besonders wenn diese Landsleute das Gewicht der Reviewers haben; allein Alles beruht auf factischen Gründen, und muß um so bereitwilliger aufgefaßt werden, als sich Dibdin selbst vieler Unredlichkeiten schuldig gemacht hat, wie solches der hochachtbare Gelehrte Herr von Flammenstern mit Schonung lediglich angedeutet hat. Mit dessen Genehmigung folgen hier seine Worte:

„Dibdin, der bekannte englische Bibliograph, der bereits eine zweyte Reise auf den Continent gemacht hat, um unsere literarischen Schätze, Incunabeln, Xilographen, editiones principes rc. nach England zu bringen, hat in seinem, für Bibliographen äußerst interessanten Werke: „A biliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany. London, 1821. gr. 8. 3 Vol. (10 Pf. 10 Sch.)" das Benehmen mehrerer Bibliothekare angeführt, denen er das Ansinnen machte, ihm einige ihrer Aufsicht anvertraute Schätze gegen bare Bezahlung an Handen zu lassen. Die meisten haben die Feuerprobe bestanden, nur einige Schwache gingen in die Falle. Zum Nutzen und Frommen mancher, die

Dibdin noch nicht auf die Probe stellte, mögen die interessantesten dieser Versuchungen hier ihren Platz finden.

Zu Vire, auf deren Stadtbibliothek sich herrliche Incunabeln vorfinden, machte Dibdin zuerst den Antrag, einige zu kaufen. Lächelnd erwiederte der brave Bibliothekar: „Mon ami, on fait voir les livres ici, on les lit même, mais on ne les vend pas.“

In der Straßburger Bibliothek erhielt er auf den angebotenen Handel zur Antwort: „Monsieur le bibliographe, vous raisonnez bien, mais nous conserverons nos anciens livres.“

In Ulm wollte er aus der schönen Sammlung des Herrn Versenmeyer Einiges kaufen. Ein freundliches „ça reste à Ulm“ war die Antwort.

Ganz anders benahmen sich die Herren auf der öffentlichen Bibliothek zu A****g. Hier erhielt er für bares Geld: Die Princeps des Horatius; Cicero's Briefe, bey Schweinheim 1469; die Radzivilsche polnische Bibel von 1563; eine dreyhundertjährige Holzschnitt-Platte und mehrere andere Seltenheiten gleichen Ranges, von denen nur die wenigsten Doubletten waren. Da ihm hierbey die Bibliothekare B*** und M** viele Gefälligkeiten erwiesen haben, so kann er sich der Worte nicht enthalten: „Surely Messrs B*** and M** are among the most obliging and the most enlightened of their fraternity!“

Auch unsern meisten Bibliothekaren, vorzüglich in den Abteyen, machte er, wie in seinem Werke nachzulesen, derley Anträge, ihm einige ihrer Aufsicht anvertraute Schätze zu verkaufen; allein hier fand er mit seinen Anträgen nirgends Eingang. Uebrigens gereicht es Dibdin zur besondern Ehre, daß er nicht nur jene Bibliothekare lobt, die seinen Anträgen Gehör gaben, sondern auch jene, die ihm mit der, allen

diesen Bibliothekaren so empfehlenswerthen Bereitwilligkeit, die vorhandenen literarischen Schätze vorzuzeigen, freundlich entgegen kamen. In dieser Hinsicht erwähnt er ehrenvoll der Herren Pöhm (er schreibt Payne) und Kopitar an der k. k. Hofbibliothek allhier, die, ungeachtet der eben Statt gefundenen Ferien, ihm doch die Einsicht dieses wahrhaft kaiserlichen Bücherschatzes zugestanden.

Wenn man Dibdins Angaben über die von ihm erkauften literarischen Schätze in Erwägung zieht; so erstaunt man über die Menge derselben, und man muß billig mit Ebert, unserm berühmten Bibliographen ausrufen: „Wohin soll es auf die Weise mit unsern deutschen Sammlungen kommen, wenn fast jeder englische Reisende, wie es seit 20 Jahren fast ununterbrochen geschehen, die kostbarsten Schätze uns entführet? Und wohin entführt? In ein Land, wo sie auf ewig vergraben und für jeden ernsten Gebrauch verschlossen sind!" *)

---

*) Erst kürzlich soll wieder ein Transport typographischer Antiquitäten nach England abgegangen seyn. Warum aber? Weil einige 1000 Pf. Sterl. dafür bezahlt wurden, nachdem im lieben Deutschland kaum so viele Gulden dafür geboten worden waren. — Noch ein Beyspiel. Vier überaus kostbare Xilographen: Biblia pauperum; ars moriendi; ars memorandi und historia Virginis, complett, noch unzusammengeklebt, nicht beschnitten, nicht colorirt, vermochte ich vor 6 Jahren in Deutschland nicht um 50 Ducaten an Mann zu bringen, nicht um 50 Ducaten, da sie wohl 10 Mahl so viel werth seyn möchten. Da erkaufte sie der eben hier anwesende Graf Malaspina für seine unschätzbare Sammlung; und nun kann man, um diese 4 Stücke zu sehen, wenn man will, nach Florenz reisen; dort ist es, daß sie stecken. Bey uns werden solche Raritäten wohl gewürdigt, aber nicht bezahlt; hieran liegt es, und das ist nicht zu ändern, die Eberte mögen klagen wie sie wollen.

G.

Ich will hier nur noch bemerken, daß auch die Herausgeber der Literary Gazette jene boxerische Antwort Dibdins verwerflich finden, und seine Billingsgate rhetoric eingestehen. Bibliothekare zu heimlicher Ueberlassung von Seltenheiten verlocken wollen, ist, rund herausgesagt, schlecht, besonders, da gerade diejenigen Leute, die vortrefflich besoldet seyn sollten, die Bibliothekare nämlich, wohlverstanden in der Regel, am schlechtesten bezahlt sind.

Lassen wir das gut oder vielmehr übel seyn, um eines zweyten französischen Gegners Dibdins zu erwähnen. Dieser ist einer der Bibliothekare zu Rouen, Theod. Licquet, wie ich mich erinnere der geistreiche und erudite Verfasser einer kleinen Schrift über die Xilographie. Er ließ bey Crapelet (gr. 8. 1821) den neunten Brief Dibdins mit Anmerkungen drucken, worin er ähnliche Fehler nachweiset, und behauptet, diese seyen so grob, daß „selbst die erklärteste Authenticität eines Manuscripts zweifelhaft werden könne.“ Besonders sollen die Mißgriffe der Seltenheiten in der Bibliothek zu Rouen über allen Ausdruck seyn.

Also ergeht es einem Schriftsteller, der sich nicht entblödet hat, die Wissenschaft zur Toilettentändeley und zu frivolem Bilderkram herabzuziehen, und durch Fixfingerigkeit zu entwürdigen.

Das Pulver Dosia.

Herr Titsingh, Vorsteher der Holländischen Compagnie in Nangasatti, und Gesandter in China, hatte die kostbarsten Beyträge zur nähern Kenntniß Japans eifrig gesammelt. Er hatte sie während seines langen Aufenthaltes in diesem merkwürdigen Lande in Ordnung gebracht, und es hieß schon im Jahr 1812, da der ausgezeichnete Reisende noch lebte, daß jene

seltenen Materialien im Druck erscheinen sollten. Aber leider blieb die gespannte Erwartung der gelehrten Welt unerfüllt; und schon glaubte man besorgen zu müssen, daß die köstliche Sammlung wohl gar verloren gegangen sey; schon wollte man, da sich mehrere Jahre gar nichts hören ließ, alle Hoffnung aufgeben, als auf Einmahl ein Anonymus in Paris mit der Erklärung auftritt, daß er im vollständigen Besitz sowohl der Handschriften als der Zeichnungen des Herrn Titsingh sey. Vor der Hand machte dieser Unbekannte einen Theil dieses Schatzes unter folgendem Titel bekannt: Cérémonies usitées au Japon pour les mariages et les funerailles suivies de détails sur la poudre Dosia etc. par feu M. Titsingh, 2 Vol. Paris 1819. Und aus diesem merkwürdigen Werk sind nachstehende Daten über das Pulver Dosia entnommen.

Die Japaneser beerdigen ihre Todten auf eine ihnen eigenthümliche Art. Anstatt die Körper in Särge von einer nach der Größe und Dicke des Todten verhältnißmäßigen Länge und Breite zu legen, geschieht solches in einer Art Kufe von 3 Fuß Höhe, und von 2½ Fuß oben in der Rundung, und 2 Fuß unten im Durchmesser. Es läßt sich schwer begreifen, wie man einen Leichnam in eine hiezu passende Stellung bringen kann, da die durch den Tod steif gewordenen Glieder sich doch auf keine Weise weder krümmen noch biegen lassen.

Die Japaneser, denen ich meine Einwürfe mittheilte, sagten mir, daß sie diese Wirkung mittelst eines besonderen Pulvers, Dosia genannt, hervorbrächten, von welchem man dem Todten etwas in die Ohren, die Nasenlöcher und den Mund steckt, wornach die Glieder sogleich eine bewunderungswürdige Biegsamkeit erhielten. Da man mir versprach, mich durch eigenen Augenschein davon zu überzeugen, so mußte ich mein dießfälliges Urtheil noch verschieben,

aus Furcht über eine Sache, die, wenn gleich unsere Begriffe übersteigend, sich doch auf eine ziemlich wahrscheinliche Weise, besonders durch den Galvanismus, dessen erst neuerlich entdeckte Wirkungen nicht weniger allem Glauben zu widerstehen scheinen, erklären läßt, als über eine läppische Erdichtung den Stab zu brechen.

Es wurde nun im October 1783, wo es bereits sehr kalt war, folgender Versuch vor meinen Augen dargestellt. Es starb nämlich ein junger Holländer auf der Insel Dezima, und ich gab dem Arzte den Auftrag, den Körper reinigen, und ihn auf einen Tisch vor einem offenen Fenster legen zu lassen, damit er von der Luft völlig steif werde.

Am andern Morgen untersuchte ich mit mehreren Japanesern und einigen Beamten der Factorey den Leichnam; wir fanden ihn so hart wie ein Stück Holz. Einer der Dollmescher, Namens Zenby, zog nun aus seinem Busen ein Santok, oder eine Art Brieftasche, und nahm daraus ein längliches Packet mit einem sandähnlichen, groben Pulver; es war das berühmte Pulver Dosia. Er steckte davon ein Paar Finger voll in die Ohren, eben so viel in die Nasenlöcher und in den Mund, und alsobald, war es Wirkung dieses Mittels, oder eines Betruges, den ich jedoch nicht entdecken konnte, sahen wir die bisher über die Brust gekreuzten Arme von selbst herabfallen, und in weniger als 20 Minuten hatte der Körper seine völlige Biegsamkeit wieder erhalten.

Ich schrieb dieses Phänomen der Wirkung eines feinen Giftes zu; man versicherte mich aber, daß das Pulver Dosia, weit entfernt giftig zu seyn, ein heilsames Mittel bey schweren Entbindungen wäre. Geschieht z. B. die Niederkunft nicht mit der gehörigen Leichtigkeit, so gibt man der Mutter eine Tasse heißen Wassers, worin man zuvor ein wenig von dem Pulver Dosia, in einem Stück weißer Leinwand hat durchziehen lassen; und es erfolgt dann sogleich eine glück-

liche Entbindung. Auch gegen Augenübel soll sich dieses Pulver als das wirksamste Mittel bewähren. Sogar in völligem Gesundheitszustande soll ein Aufguß desselben Wirkungen erregen, welche alle Japaneser darnach begierig machen. Es erweckt den Geist und ist erquickend für den Körper. Man wickelt das Pulver sorgfältig in ein Stück weiße Leinwand, und läßt es alsdann trocknen; man kann es so mehrere Mahle gebrauchen.

Man reicht denselben Trank auch vornehmen Leuten, wenn sie in den letzten Zügen liegen. Verlängert es auch ihr Leben nicht, so verhindert es doch das Steifwerden der Glieder, und es ist der Körper des Verstorbenen sodann nicht den unehrerbietigen Berührungen der Leute ausgesetzt, was in diesem Lande, wo man die Ehrfurcht für die Todten übertreibt, für eine Sache von Bedeutung gehalten wird.

Ich war begierig, mir von diesem Pulver etwas zu verschaffen; zu diesem Zwecke mußte ich in dem Kiszo, oder der neun Provinzen, in alle Tempel der Singous, welche ausschließlichen Handel damit treiben, weil sie die Lehre von Kobou-Daysi, seines Erfinders, befolgen, herumschicken. In der That wurde erst nach dem Tode Kobou-Daysis, im zweyten Jahre des Nengo-zia-wa (im Jahre 825 nach christlicher Zeitrechnung) dieser Sand in ganz Japan gebräuchlich. Ich konnte bey den ersten Nachsuchungen nur ein sehr geringes Quantum davon erhalten, und auch dieß nur durch ausgezeichnete Gunst der Priester; sie geben niemahls mehr, als ein Paar Finger voll auf einmahl weg.

Indeß nahm ich im Jahre 1784 bey meiner Abreise aus Japan eine ziemlich bedeutende Quantität von dem Pulver Dosia mit. Ein Theil davon war in Bällchen, jedes zu zwanzig, außerhalb mit rothen Buchstaben bezeichneten kleinen Paketen abgetheilt; der Rest befand sich in kleinen Säckchen; dieser bestand

aber nur aus einem groben Pulver, worin man hin und wieder Goldkörnchen sah, und welches wahrscheinlich noch nicht die erforderlichen Eigenschaften besaß. Bloß ein kleines Paket war chemisch untersucht, und probat gefunden worden; dieses enthielt ein schneeweißes Pulver *).

Die Erfindung des Pulvers Dosia wird, wie gesagt, einem Priester, Namens Kobou-Daysi, zugeschrieben. Er entdeckte die Eigenschaften dieses kostbaren Minerals in dem Gebirge Kangesen oder Kimbisen, in der Provinz Jamotto, in welchem sich viele Gold- und Silberminen befinden, und brachte davon eine beträchtliche Menge nach dem Tempel, den er auf dem Gebirge Kajas-an bediente.

Die Priester dieses Tempels singen den Göttern, die dem Kobou-Daysi ein so köstliches Pulver erfinden ließen, noch fortwährend Danklieder. Sobald der Vorrath davon erschöpft ist, holt man in glasurten Näpfen neuen aus den Gebirgen Kangesen. Von

---

*) In den holländisch-ostindischen Besitzungen werden kleine Medicinkästchen, die aus Halle kommen, sehr geschätzt. Bey jedem Kästchen befindet sich ein Buch, welches die Namen der verschiedenen Medicamente, und die Art und Weise, sich ihrer zu bedienen, enthält. Unter andern findet man darin kleine Päckchen mit einem Pulver: Langlebens-Elixir genannt, das wegen den wunderbaren Eigenschaften, die man ihm beymißt, sehr gesucht wird. Die Art der Zusammensetzung desselben wird für ein großes Geheimniß gehalten. Im Jahre 1782 hatte ich solch ein Medicinkästchen in Japan. Eines Tages löste ich in einem silbernen Löffel voll Wasser etwas von diesem Langlebens-Pulver auf, und bemerkte, daß sich eine gewisse Fettigkeit davon an den Rand ansetzte. Denselben Versuch mit dem Pulver Dosia wiederholend, erhielt ich das nämliche Resultat, woraus ich schloß, daß der Grundstoff der beyden Pulver viel Uebereinstimmendes hätte.

jeher schrieben Völker die Phänomene, welche menschliche Begriffe übersteigen, dem Einwirken himmlischer Geister zu, und auch hier lassen es die Priester nicht an der Behauptung fehlen, daß das Pulver Dosia ihren inbrünstigen Gebethen seine ganze Wirksamkeit verdankt. Gleich nach der Ankunft des neuen Vorrathes stellt man ihn in ein glasurtes und vergoldetes Gefäß vor dem Bilde des Gottes Daynisi oder Bironsanna. Die im Kreise vor dem Altar stehenden Priester singen, indem sie die Kügelchen nach Art eines Rosenkranzes zwischen ihren Fingern spielen lassen, siebenmahl vierundzwanzig Stunden hindurch einen Lobgesang, Giando-Singo genannt, und folgenden Inhalts:

On a bokja Biron sannanomaka fodoro mani
Fando me, zimbara sara, sare taja won.

Nach der Aussage der Priester hört man während dieser langen Zeit ein gewisses Brausen in dem Sande; alle unreinen Theile gehen von selbst aus der Vase, und es bleibt zuletzt nur das gereinigte Pulver darin, welches alsdann unter sämmtliche Tempel der Singous vertheilt wird.

Kobou-Daysi brachte den erwähnten Lobgesang mit aus China, in welches Land er durch einen von Malabar gekommenen Priester von der Secte Siaka eingeführt worden war. Die einzige Erklärung, die ich davon erhalten konnte, war folgende: Die Sonne führt nach den Sintos oder Anhängern der ursprünglichen Religion der Japaneser den Namen Fansio-Daysin, Daysingou und O-firaune-no-Mikotto; die Singous-Priester legen ihr jedoch den malabarischen Namen Maka-Bironsanna-bouts, welcher soviel als den die großen Finsternisse verscheuchenden Gott bedeutet, bey. Diese Benennung kommt mit dem japanischen Namen Day-Metz-Nio-ray, d. h. den großen Gott des Lichtes, überein.

Wenn die Fischer am Ufer des Meeres ihrer Arbeit obliegen, vergessen sie nie diesen Gesang zu trillern, in der Ueberzeugung, daß in Ermangelung dessen sie wie behext seyn, und nichts fangen würden.

Die Japaneser, bey denen ich mich nach dem Sinne der andern Worte erkundigte, gestanden freymüthig, daß sie nichts davon wüßten, mit Ausnahme der Worte: Zimbava-fara fare taja won. Wenn üppige Menschen einem großen Gastmahle beygewohnt haben, sprechen sie diese Worte gerne aus, ihre Bedeutung ist: Mein aufgeschwollener Bauch macht mich schwer. Sie werden wahrscheinlich für gottlos gehalten; denn man macht den Kindern weiß, daß, wenn sie das Unglück hätten, sie auszusprechen, sie ein schiefes Maul bekommen.

Verbess. S. 96 von unten, Z. 8 gilt 1781 statt 1718.

Inhaltsanzeige.

Seite

Macbeths Geschichte 1

Curiose Todesfälle 9

Zur Geschichte und Literatur der Kochkunst . . 10

Der Handkuß 14

Aufschluß über die eiserne Maske 16

Würdigung der Literatoren und Künstler . . 17

Blicke auf den Buchhandel 24

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Erste Reihe: Journale in London — Ein Franzose über Grillparzers Sappho — Automaten — Die Bonaparte als Schriftsteller — Früheres Theaterwesen in Wien — Aequivalente — Zur Literatur des Caffeh — Merkwürdiges Buch — Das Nibelungenlied — Charakteristik der Franzosen — Revolutionsfrüchte — Schwere Strafe — Ehelige Zweykämpfe — Coster und die Halemer — Cassajournal eines Prinzen — Cranachs Monument — Speichelleckerey — Leibnitz in Wien — Theaterzeddel — Der Vielwisser Crichton — Wachsnasen — Zärtliche Redensarten . . . 43

Marquis St. Germain, der Wundermann . . 61

Tassos Handschrift auf der Wiener Hofbibliothek . 71

Seite

Wie Pharao mit den Seinigen im rothen Meere umgekommen 74

Ankündigung eines Stiergefechtes in Madrid, vom 27. Jänner 1822 78

Verordnungen für die Fischhändler . . . 80

Ein eigenhändiges Schreiben Carl des Großen an seine Gemahlinn Fastrada 82

Das Verhältniß der Frau v. Staël und Rocca's . 85

Klägliches Schicksal grosser Gelehrten und Dichter. 88

Merkwürdige Vision Königs Karl XI. von Schweden 91

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Zweyte Reihe: Der große Maimonides — Schnitzer — Pejachevich — Maibom als griechischer Sänger — Lipsius als Convertit — Clavigo — Comenius — Fürstenblut für Ochsenblut — Gliedertaxirung — Mailand im 13. Jahrhundert — Luther gegen den Nachdruck — Kircher als Entzifferer — Seltsames Commando — Gräfinn Königsmark — Reiche Kaufleute, Unterstützer von Potentaten — Verwahrung — Ministre empoisonneur — Journalistenumtriebe — Fiaker — Maupertuis — Spielhäuser in Paris — Die eiserne Jungfrau 95

Aussichten zu einem completen Livius . . . 111

Schicksale der Diderot-d'Alembertschen Encyclopädie 113

Die Papillote 116

Die beyden Babeuf 119

Merkwürdiges Actenstück zur Geschichte der Aufklärung. 121

Der chinesische Historiograph 124

Bücherwesen der Vorzeit 126

Elisabeth von England als Schriftstellerinn . . 130

Die wirkliche Existenz der Syrenen 131

Von Ahasverus 136

Die Mode, historisch-critisch betrachtet . . . 139

Einiges über den Phönix 148

Jacob Ensle in Constantinopel 153

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Dritte Reihe: Condillacs Cours d'études etc.

Seite
welche ist die Originalauflage? — Tagsblätter in London — Byrons Honorar — Rostopschins Erklärung über den Brand von Moskau — Beaumesle's Werke — Almanac du Diable — Holinsheds Chronik — Schicksal der Encyclopédie méthodique — Graf von Wackerbarth; merkwürdige Personage — Geburtsort des Pilatus — Verstöße — Die Leiber der heiligen 3 Könige — Klinger, gezeichnet von Fanny Tarnow — Das Fest Damium — Bibliotheken — Der Wahlmann Courtois — Stael: de l'Allemagne — Religiosität in Frankreich — Zwey Anecdoten vom Prinzen de Ligne — Der persische Astronom — Französische Correctheit — Nahmenverwechselung . . . 172
Wie es dem Bibliographen Dibdin ergeht . . 193
Das Pulver Dosia 199

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gräffer, Franz,

Historische Unterhaltungen kleine Denkwürdigkeiten, Aufschlüsse, Persö
nlichkeiten, Anecdoten ... aus der älteren und neueren Zeit- u.
Literaturgeschichte
Bd.: [1]

Wien 1823

Bamberg, Staatsbibliothek -- Misc.hist.o.14-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11741186-1